Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 13 Leipzig, den 1. April 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die Religion der Breite und der Tiefe — Noch einmal: Dogmatische Zweifel eines Laien — Thomas Carlyle. Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts: 5–6 — Benjamin Kidd, Soziale Evolution — Eine halbe Million Schweizer für die Armenier — Zu den „Gruppenkirchen" von March — Verschiedenes: Persönliches Christentum; Durchs Fenster — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen

Die Religion der Breite und der Tiefe

Mark. 12, 41—44

Es scheint, als passe das alte liebe Evangelium vom Scherflein der Witwe gar nicht zu den andern bisher betrachteten Geschichten. Diese waren voll Gegensatz und Streit: aber es atmet Ruhe und Frieden. Ja man könnte auf den Gedanken kommen, es sei eine zur Geschichte versteinerte Lehrerzählung. Und doch ist es, als ruhte unter dem Wasserspiegel der Stürme ein ganzes Heer und drohte den zu verschlingen, der einen ewigen Ruhmeskranz aufs Haupt der Witwe setzte. Unter der Oberfläche schläft der ganze Gegensatz, der zwischen der alten Religion der Führer Israels und dem Vollender der prophetischen Gedanken besteht. Jesus lobt die Witwe vor allem Volk, die ihr Scherflein in den Gotteskasten legt. Was war die Witwe? War sie schriftgelehrt? Hielt sie alle Gebote der Schrift? Und was war ihr Heller? Ihre zwei Scherflein verschwanden in dem großen Opferkasten. Wie mögen die Pharisäer auf sie herabgesehen haben, die den zehnten Teil ihres Geldes gaben? Die das große Wort in dem Tempel hatten, zählten und maßen und rechneten nur. Sie staken noch ganz in quantitativen Begriffen von Gottesdienst und Frömmigkeit. Jesus hatte aber nicht nur zur Martha gesagt: Eins ist not. In der Frömmigkeit ist nichts zu zählen, sie wird von Gott gewogen nach ihrer Kraft. Hier gelten nur qualitative Maßstäbe. Nicht was der Mensch leistet im Verhältnis zu andern macht seinen Wert aus vor Gott, sondern was er thut im Verhältnis zu seinem Vermögen und seinen Gaben. Hier giebt es keine absoluten Maßstäbe, als wenn so und so viel geopfert und geglaubt werden müßte, hier gelten nur relative Gesichtspunkte, jeder nach seinem Vermögen, aber jeder nach seinem ganzen Vermögen. Es kommt nur auf den Willen an, nicht auf die Leistungen ohne Rücksicht auf die Gesinnung, die sie an den Tag gebracht hat. Die Menschen sehen, was vor Augen ist, aber Gott sieht das Herz an. Vor Gott gilt nicht die Größe der Gabe, was sie gekostet hat an Geld, sondern nur was sie kostete an Selbstverleugnung, und der Glaube, von dem sie begleitet war. Gott braucht keine Gaben, denn er hat ja alles. Gott braucht nur, was er noch nicht hat, Menschenherzen, die sich ihm ganz zu Willen geben. Sein Reich wird zwar nicht ohne Gold, Silber und Kupfer gebaut, aber es besteht aus Aufopferung und Vertrauen auf den Vater im Himmel, der ins Verborgne sieht. Das hat Jesus an der Witwe zu loben, daß an ihrer kleinen Gabe viel Glaube und Liebe hängt. Die großen Gaben der Reichen sah er befleckt mit Selbstsucht und Eitelkeit, die vor den Leuten giebt, um von den Leuten gepriesen zu werden.

Das ist ein großes Stück in der Umwertung aller Werte, die er vollzieht. Das Große in den Augen der Welt ist klein in den Augen Gottes, wenn es aus unrechter Gesinnung stammt! Aber das herrschende System hatte er damit ins Herz getroffen. Sollten die, die die erste Rolle spielten, um seinetwillen heruntersteigen von ihrem hohen Stuhl? Sollten sie aufhören, dem Volke Opfer zuzumuten für den Priester und den Tempel als für Gott selbst? Nimmermehr, er ist gegen Gott, denn er ist gegen uns, er ist gegen die Religion, denn er ist gegen unser System. Er macht es den Leuten leicht, und er zieht Heuchler groß, denn wer soll es überwachen, was ein Andrer giebt, und was für ein persönliches Opfer daran klebt? So mußten die denken, die darum nur alles zählen und messen wollten mit ihren Augen, weil sie im tiefsten Grund an Gottes Auge und Macht nicht glaubten, die darum so mißtrauisch gegen Andre waren, weil sie die Wahrheit des Satzes nicht erfahren hatten, daß Gott es nur den Aufrichtigen gelingen läßt. Darum hatten sie nur Ein Wort für ihn, der den Menschen allein seinem Gott gegenüber stellte ohne jede Vermittlung und Ueberwachung: Hinweg mit ihm!

Und er nimmt den schweren Gang auf sich über Gethsemane nach Golgatha, um da Gott alles zu opfern, was er hatte, seine Ehre, seine Jünger, sein Leben. Keinen Heller hatte er zu geben, aber er gab seine Person als Lösegeld für seine gefangnen Brüder. Da hat er gezeigt, was opfern heißt: sein Ich hingeben ohne alle Gewißheit für den berechnenden Verstand, daß es etwas helfe, sein Leben wegwerfen in dem siegreichen Glauben an den, der desto reicher vergilt, je selbstloser das Opfer war. Darum hat ihm auch Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, und er ist ein Herzog geworden für viele, die Gott darbringen ihre ganze Person als ein wohlgefälliges Opfer. Durch Jesu Kreuzestod ist die quantitative Religion im Prinzip überwunden. Hat das Gesetz kein andres Wort für den Sohn Gottes als den Tod, so ist er des Gesetzes Ende. Vor der leuchtenden Größe seines Gehorsamsopfers muß alles Werkwesen verblassen. Freilich steckt der Unglaube und der Widerwille gegen die Hingabe des ganzen Menschen dem alten Adam so tief im Blut, daß er in immer neuen Kompromissen diesem Opfer zu entfliehen sucht. Darum richtet er immer wieder solche Systeme auf, die sich zwischen Gott und die Seele schieben wollen als Kontrolle und Vermittlung. In müden Stunden will es uns wohl einmal scheinen, als sei der alte Pharisäer so ewig wie die Anbetung im Geist und der Wahrheit. Immer wieder kommen die Leute mit ihren Systemen, ihrem Zählen und Messen. Nur daß der Inhalt ein andrer wird, weil die Frage heißt: Ist genug geglaubt, gekämpft, gethan? Aber die Sucht, durch die Breite die Tiefe zu ersetzen, ist gleich, das Mißtrauen gegen die Seele, die sich selbst ihren Gott sucht, ist dasselbe. Die Erbauer der geistlichen Schlagbäume und Zollbuden wissen nicht, daß der Mensch sich schließlich hinter allem verstecken kann vor seinem Gott wie Adam und Eva im Paradies, hinter Gebete, Opfer und Bekenntnisse, daß aber der Aufrichtige Gott findet und behält, ohne den Weg und die Klammern der Menschen. Um die Breite durch die Tiefe ersetzen zu lernen,

diesen Weg in die Tiefe zu finden, dazu hilft ein Blick auf den Gekreuzigten, der das eine große Hauptopfer gebracht hat in der Darbringung seines Lebens an Gott. Da lernen wir von den Sachen auf die Person, von Worten und Werken auf die Gedanken sehen. Wie er in den Tod ging in Gehorsam gegen Gott und aus Liebe zu den Brüdern, so soll auch unser Christenleben nur ein Opfer sein an den Vater und seine andern Kinder, in Gehorsam und Dienen — ein Heller, bestehend aus zwei Scherflein. Was will die Rede besagen von besondern Heilsthatsachen, die daneben noch zu glauben seien zum Gewinn von Erlösung und Seligkeit? Worin soll denn diese Erlösung bestehen, wenn nicht in der Befreiung des schuldigen Sünders von der Flucht vor Gott und dem Fluche der Selbstsucht? Worin das Heil, wenn nicht in der Geburt eines wahrhaften Zutrauens zu Gott und herzlicher Liebe zu den Brüdern? Ist Erlösung und Heil etwas, das hoch und stolz den selbstverständlichen Glauben an Gott und die natürliche Moral übersteigt? Was soll es denn sein, wenn es doch ein Angeld, einen Vorschmack davon geben soll? Und ist das Vertrauen auf Gott verbunden mit Haß gegen die Sünde und Bruderliebe nicht etwas Großes, wert genug, daß des Vaters eingeborner Sohn dafür in den Tod geht? Und konnte dies scheinbar so Geringe anders erreicht werden, als daß er starb, auf daß wir nicht uns selbst lebten, sondern dem, der für uns gestorben und auferstanden ist? Durch die Wolken des Zornes Gottes sein Gnadenantlitz leuchten sehen und erwärmt werden von der Liebe Christi, das ist Seligkeit, das ist die Tiefe der Religion. Darin liegt auch die Antwort auf die Frage, ob es leichter oder schwerer ist, dem alten oder dem neuen Bunde anzugehören, evangelisch oder katholisch zu sein. Christus ist des Gesetzes Ende, und die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. F Niebergall

---

Noch einmal: Dogmatische Zweifel eines Laien

Man sollte seine Zweifel nicht öffentlich aussprechen. Sie sollten in der Stille durchgekämpft werden. Sie haben nur dann öffentliches Recht, wenn man voraussetzen kann, daß viele davon mitbewegt werden, ungekannt und ungesehen. Denn Zweifel sind Nöte des Werdens, durch Zweifel ringt ein neues Geschlecht sich zu neuer Wahrheit hindurch. Geschieht das heute? —

Solche Gedanken bewegten mich eines Tages, als mein Freund J B, den ich um seines klaren Kopfes und Herzens willen schätze, unerwartet bei mir eintrat.

Ich bin, hob er nach kurzer Begrüßung an, eigens von E zu Ihnen gekommen, um Sie zur Rede zu stellen, weil Sie inkonsequent sind. Sie zweifeln an der Berechtigung des Dogmas von der unsichtbaren Kirche, sogar von dem Sakrament der Taufe.*) Sehen Sie denn nicht, daß Sie damit die Sache selbst erschüttern? Denn Sie zweifeln am Dogma, weil Sie behaupten, die Kirche sei entleert vom Geiste Gottes, die Taufe gar von den unsichtbaren Gaben Gottes. Sie behaupten sogar, nach Beidem nicht viel zu fragen. Und doch wollen Sie die Sache selbst nicht antasten? Und warum? Weil Gott sie trage! Woher wissen Sie denn das? Schließen Sie das aus der Existenz von Kirche und Taufe? Aber das Dogma existirt auch und wird allgemein angenommen. Trägt Gott das Dogma nicht auch? Sie wollen es wirklich fertig bringen, die äußere Form festzuhalten, ohne an den Inhalt zu glauben? — Verfallen Sie nicht ohne das Dogma von einer unsichtbaren Kirche und unsichtbarer Taufwirkung einer viel größeren Verlegenheit? Glaube ich an das Dogma, so bin ich wenigstens unbewußt ein Irrender und Irreführender; glaube ich aber an das Dogma nicht und halte doch äußerlich die Sache fest, was bin ich dann? —

Mein Freund! Die Schärfe Ihrer Konsequenzen droht mich zu vernichten. Ich zweifelte an Ihrem Dogma, Sie an meiner Person! Vergessen Sie vor allem nicht, daß Zweifel

*) Vgl. Nr. 3 d. J.

Uebergänge sind, keine Resultate. Zweifel sind Wachstums- od wenn Sie wollen Krankheitserscheinungen. Darf man ein Menschen verbieten zu wachsen oder krank zu sein? Kann m das? Ich weiß, daß mans thut. Aber ist das nicht vollend Thorheit? Doch davon ein andermal.

Erlauben Sie mir Ihnen statt aller Beweisführung Geschichte meiner Zweifel zu erzählen. Meine Zweifel stamm kurz gesagt, ursprünglich aus der biblischen Geschichte. Ich ha oft die Bibel durchgelesen, wie man sie eben liest, wenn ein keine theologische Gelehrsamkeit zu Gebote steht, ohne Vorkem nisse, aber auch ohne Voreingenommenheit, weil sie mich int essirte. Mir fiel dabei ein eigentümlicher Gleichklang des Alt Testaments und des Neuen Testaments auf. Wie soll i nennen? Historischen Parallelismus etwa. Es giebt m. Weniges in der Bibel, das vereinzelt dastünde, sondern wesentlichen wiederholt sich alles in andern Zeiten, in ande Formen, mit andern Gedanken, aber mit bemerkenswerter E heitlichkeit. Es ist etwa so, wie wenn man in ein stillstehend Gewässer von außen einen Stein wirft. Sein Eintreten r parallele Kreise der Wellenbildung hervor. Dieses Eingreif in die Menschheitsgeschichte nannte ich — Offenbarung. Offenbarung wird ihre parallelen Wellen so lange schlagen, sie das Ufer erreicht.

Daraufhin, mußte ich mir sagen, entspricht der neutest mentlichen Taufe im Alten Testamente die Beschneidung, neutestamentlichen Ecclesia das Israeltum des Alten Testamen Demnach muß die Beschneidung eigentlich einen sakramental Charakter gehabt haben. Sichtbare Zeichen, unsichtbare Gnad Die unsichtbare Gnade war das Abrahamserbe. Das möc ich nennen die lebendige und belebende Hoffnung auf ein gro Heil Gottes. In diese wollte die Beschneidung einpflanz und das Israeltum bildet die Gemeinde dieser Abrahamserbe Das ist der Thatbestand, wie er sich mir darstellte. Thatsach kann man verschieden auslegen, und damit war die Möglic keit einer Theologie des alten Bundes gegeben. Theologie die Exegese der Heilsgeschichte! Man konnte theologisch Sache rein äußerlich ex opere operato*) auffassen, dann war altestamentliche Kirche die Gemeinde aller Beschnittenen, od man konnte die Sache tiefer nehmen und die eigentliche gei liche Bedeutung der Beschneidung festhalten, die Sache so a fassen, wie es Paulus thut Röm. 2, 28f. In diesem Fa mußte man bezüglich des Israeltums sagen: Es hat ursprün lich eine andre Wirklichkeit gehabt. Die Gemeinde des Wüste zuges etwa war die „liebe Braut" (Jer. 2, 2), an die das he vorhandne Geschlecht nicht hinanreicht. Aber bezüglich d Unzulänglichkeit des wirklich vorhandnen Gemeindelebens konnt die Einsichtigen sagen: Wir wollen so treu wie mö lich alle Israelsgebote erfüllen und sind dann der Wahrhe nach Israeliten. Wer sich nicht also halten will, gehört inne lich nicht zu uns trotz seines äußerlichen Zusammenhanges u muß schließlich dem Gerichte Gottes verfallen. Das wäre m andern Worten eine Lehre von der unsichtbaren Kirche g wesen. Dieser Richtung war unter allen Umständen die B schneidung Sakrament, das den Einen zum Segen, zur Mi gliedschaft der unsichtbaren Kirche, den Andern zum Fluch, z Verhärtung, zur bloß äußerlichen Zugehörigkeit zum Israeltu gereichte.

Beide Richtungen sind theologisch möglich. Wenn nic alles täuscht, waren auch beide theologische Richtungen wir lich vorhanden. Ich las wenigstens aus dem Neuen Test mente das Vorhandensein einer doppelten Dogmatik herau einer sadduzäischen und einer pharisäischen. Ein ausführlich Nachweis würde hier zu weit führen, aber bezüglich der phar säischen ist bemerkenswert die erwähnte Aeußerung des Phar säers Paulus (Röm. 2, 29). Ferner müssen die vielen Predigt der Pharisäer doch aus irgend einem dogmatischen System hera erfolgt sein. Auch die Sadduzäer müssen ein Lehrsystem g habt haben (vgl. Matth. 22, 23; Apostelgesch. 23, 8). D jeweilige Zusammenstoßen beider Richtungen mit Jesu läßt au auf systematischen Hintergrund schließen. Die Pharisäer ware

*) Unter dem Gesichtspunkte der vollzognen Leistung.

denfalls die eigentlichen, positiven Dogmatiker, während die adduzäer mehr links standen. Beide Richtungen waren aber e maßgebenden Israelvertreter ihrer Zeit, die Summe der ositiven und negativen kirchlichen Richtungen.

Dem gegenüber fiel mir nun die Stellung auf, die Johannes und Jesus zu den herrschenden theologischen Richtungen rer Zeit einnahmen, namentlich zu der pharisäischen. Johannes ält offenbar die Steine für befähigter, wahre Abrahamskinder nd somit Anknüpfungspunkte des neuen Heils, das er verkündete, u werden, als die Theologen seiner Zeit (Matth. 3, 9), und uch Jesus schloß sich ihnen nicht an, denn er kannte sie alle Joh. 2, 24) und spricht ihnen die Abrahamskindschaft rund b (Joh. 8, 39). Warum das? Was ließ gerade die kirchchen Vertreter so besonders unfähig für das neue Werden rscheinen? Der lockre Sittenzustand offenbar nicht; denn Johannes tauft unbeanstandet Soldaten, Zöllner, Sünder aller Art; Jesus nimmt sich der gleich tief stehenden Leute mit bekannter vergebender Gnade an. Also muß doch die theologische Stellung ihnen einen Charakter gegeben haben, die sie für die Wahrheit dieser beiden Männer nicht befähigt erscheinen ließ. Ja, ich glaube sogar, es müßte sich diese Stellung Jesu und Johannis auch rückwärts weiter verfolgen lassen durch die Prophetengeschichte hindurch, bis in die mosaische Zeit, als stiller und gelegentlich auch offner Gegensatz im Volke Israel selbst, von dem Jesus nur die auslaufende Spitze darstellt. Dabei scheint aber nicht die Lehre als solche das Fehlerhafte gewesen zu sein, sonst würden sie nicht unterlassen haben, öfters ihre Falschheit darzuthun, wie es z. B. Luk. 20, 37 berichtet ist. Vielmehr scheint es die sittliche Konsequenz der Dogmatik zu sein, die Wirkung, die sie auf ihre Träger hervorbrachte, die Jesum innerlich von ihnen schied.

Aber sowohl Johannes als auch Jesus tasten weder das Israeltum als solches noch die Beschneidung als solche an, sondern lassen beides stehen, ja sie bemühen sich sogar, „alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Jesus erkennt den Tempel an, das Priestertum, das Opfer; wir hören nie ein Wort gegen die Beschneidung. Und doch wurde es Beiden offenbar, daß die Tempelgemeinde nicht den eigentlichen Inhalt hatte, den das Israeltum haben sollte; und wenn sie der Beschneidung damals noch echten, sakramentalen Charakter zuerkannt hätten, so hätten sie schwerlich getauft. Die Taufe Johannis, die ja auch unter Jesu Wirken noch fortgesetzt wurde (Joh. 4, 1 f.), war eben durch ihr bloßes Begehen das Zeugnis, daß die Beschneidung veräußerlicht war und als Kanal des Heiles Gottes nicht mehr ausreichte; und wenn Jesus sagt: „Brechet diesen Tempel," so meint er mit dem Tempel auch die Gemeinde des Israeltums, die der Erneuerung dringend bedarf und sie auch erlangt im Zusammenhange mit der Auferstehung seines Leibes (Joh. 2, 19 ff.). Die Anschuldigung, daß Jesus die Autorität des Tempels und der Sitten Mosis zerstöre, tritt immer wieder und immer deutlicher hervor und hatte eben ihre Begründung in der inneren Haltung Jesu, der die zeitgenössische Theologie deutlich ablehnte (Matth. 26, 61 f.; Apostelgesch. 6, 13 f.).

Hätten Jesus und Johannes sich auf den dogmatischen Standpunkt ihrer Zeit gestellt, so hätte man von ihnen erwarten können, daß sie sagten: Das Israeltum ist der gottgeordnete Weg des Heils, der genügend ist, jeden zu erlösen, und die Beschneidung ist das geordnete, wahrhaftige, von Gott selbst eingesetzte Sakrament. Wenn wir von den Heilswirkungen so wenig sehen, so liegt das nicht an der Sache, sondern an den Menschen. Wir müssen es im Glauben suchen und werden darin viel Segen haben, wenn wirs aber nicht im Glauben erfassen, so wirkt gerade das Sakrament zum Gericht und das Israeltum zum Gericht. Mit solcher Auffassung hätten sie sich den Strafpredigern ihrer Zeit ebenbürtig an die Seite gestellt und hatten noch den Vorteil, daß man an ihnen selbst von der „unsichtbaren Israelskirche" und den sakramentalen Wirkungen der Beschneidung wirklich etwas sehen konnte. Aber sie thun gerade das Gegenteil. Sie räumen das Gericht weg und verkündigen weitgehende Vergebung gerade für die unwürdigen Glieder der veräußerlichten Beschneidungsgemeinde, und gerade

mit den bewußten und ernstesten Vertretern dieser Gemeinde, ihrem theologischen Rückgrat, treten sie in bewußten, immer verschärfteren Gegensatz, der ja Jesu Tod besiegelte.

Aber sie schaffen vorläufig weder die alttestamentliche Kirche ab noch die Beschneidung, offenbar weil Gott sie noch trug! Und sie hatten jedenfalls gewichtigere Gründe für das „von Gott getragen werden," als nur das Bestehen der Sache. Israeltum und Beschneidung waren göttliche Institutionen, die nur direkt durch göttliche Befehle und Weisungen abgeschafft werden können, dem Dogma kommt solche Stellung nicht zu. Die Heilsgeschichte bewegt sich in majestätisch einfachen Formen. Bezüglich ihrer dogmatischen Auslegung zeigt die Bibel eine beachtenswerte heilig vornehme Reservirtheit, die am klarsten an Jesus selbst offenbar wird. Der dogmatische Unterbau in unsern Kompendien, diese Akkumulation herausgerissener Bibelstellen, widerspricht als solche der ganzen rückhaltenden Art der Bibel. Das Thun ist göttlich, das Dogma menschlich. Aus dem Bestehen des Dogmas kann man sein Getragen werden von Gott nicht schließen, dann dürfte man ja auch gegen die Sünden nicht auftreten, „weil sie bestehen und also von Gott getragen würden."

Aber freilich, Jesus und Johannes bereiten die Zeit vor, da auch die Sache, die sie noch stehen ließen, fallen mußte, und die Zeit kam bald, daß die Beschneidung sogar Hindernis für das Heil wurde (Gal. 5, 2), und weder die alttestamentliche Ecclesia noch die Beschneidung länger getragen werden durfte und offiziell abgethan werden mußte. Das haben die Apostel sichtlich mit ängstlichem Widerstreben, aber gewiß nicht ohne direkte Weisungen Gottes vollzogen (Apostelgesch. 15). Die Geschichte bestätigt, wie recht sie handelten. Jesus aber und Johannes haben die Sache vorläufig noch festgehalten. Denn wären etwa die Johannesjünger mit ihrer Taufe aus der alttestamentlichen Ecclesia ausgetreten, und hätten sie die Beschneidung abgethan, so verloren sie einen wichtigen Gemeindezusammenhang, der noch sein Recht hatte, weil das Neue noch nicht völlig für jedermann dawar. Die alttestamentliche Gemeinde und ihr Sakrament war für Jesum und Johannes zwar unwesentlich, Träger verborgner Abrahamsgnade zu sein, aber nicht unfähig. Darum konnten sie beides bestehen lassen, obgleich sie die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung der Sache nicht mehr anerkennen konnten.

Kann man überhaupt an Wirkungen eines Sakraments glauben, an eine unsichtbare Ecclesia glauben? — An Gott kann man glauben, aber Wirkungen irgend welchen religiösen Thuns muß man sehen, wenigstens durchmerken; wenn ich da durchaus glauben will, so kann ich mir etwas einreden, was vielleicht gar nicht besteht, was nur in meinem Glauben, aber in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Nun sehen Sie, lieber Freund! Deshalb ist es für mich das Dogma von der unsichtbaren Kirche und Taufe, das mir Zweifel erregt hat. Offenbar liegen im Dogma als solchem sittliche Wirkungen auf seinen Vertreter. Das Dogma giebt eine gewisse geistliche Sicherheit, daß man mit Hilfe des Systems völlige Wahrheitsdeckung herausbeweisen kann und eben doch in einem geistigen Gefäß gefangen ist. Man kann beschneiden, man kann taufen und, unbekümmert um die Wirkungen, diese Wirkungen einfach auf Grund des Systems postuliren, aber nicht auf Grund eines Thuns Gottes inne werden. Die ganze Israelsgeschichte hat doch nur Wert, wenn sie direkte Beziehungen zu Gott verlieh. Ebenso steht es mit der Kirche und Taufe. Habe ich aber das Dogma von der unsichtbaren Kirche und der unfehlbaren Wirkung der Taufe zu Gnade oder Gericht, so brauche ich ja Gott selbst nicht. Es kann Gott und sein Thun unvermerkt einem ganzen Geschlecht ferntreten und wird vielleicht von der Theologie gar nicht bemerkt. Sie hat ja ihr System, und nach dem stimmt alles. Daß das zu Jesu Zeiten wirklich so war, beweist die Geschichte jener Tage zu deutlich, um nur besprochen zu werden. Das in Johannes und Jesus zu Tage tretende Wirken Gottes wurde von den Theologen gar nicht erkannt und bemerkt, bloß weil es in einer andren Form kam, als das System, als die Theologie vorschrieb. Und dabei weiß man gar nicht, ob die positive oder negative Theologie

unzugänglicher und streitiger war. Wenn wir nach den dürftigen Berichten der Evangelisten zählen dürften, so würden wohl die Zusammenstöße mit den Pharisäern, den Positiven, die häufigern sein.

Nun gleichviel. Mir erhob sich die Frage: Könnte das nicht ähnlich wieder so gehen? Wie ich sagte, findet ein deutlicher Parallelismus des menschlichen Geschehens innerhalb der biblischen Heilsgeschichte statt. Warum denn nicht auch außerhalb? Heilsgeschichte muß es doch auch heute geben. Aber was einmal die alternde alttestamentliche Kultusgemeinde war, könnte auch einmal die alternde neutestamentliche Kultusgemeinde werden. Gewisse Anzeichen der Senilität glaubte ich ganz unmaßgeblich zu bemerken. Wenn nun die alttestamentliche sich um so eifriger auf Predigtthätigkeit und Dogmatismus warf, um gewisse Mängel zu verdecken, könnte ein seniles Christentum nicht das Gleiche thun? Ja darüber besteht ja wohl nirgends ein Streit: — es muß doch einmal ein Zeitpunkt eintreten, da die Konfessionen hineinmünden in die wahre Kirche, die Gemeine der Heiligen, die wohl auch dem dritten Artikel vorschwebt, und die jedenfalls eine sichtbare sein muß. Könnte es nicht geschehen, daß mitten in allem Werden dieses Weitern, was doch, wie allerorts zugestanden wird, einmal kommen muß, die dogmatische Stellung ein Hindernis würde? Es ist doch ein großer Unterschied, ob jemand z. B. tauft mit Siegesgewißheit aus einem Dogma heraus und diesem Thun gewisse Wirkungen einfach zuspricht, oder ob er tauft aus dem Bewußtsein der ganzen Armut seiner Zeit und sehnsüchtig nach Gott ausschaut, ob er nicht eine kleine Gabe wenigstens in diese dargebotne Taufform hinein legen wolle? Ob einer Kirchenmann ist mit dem vollen Brustton seiner Ueberzeugung, oder ob er, gedemütigt durch die geistliche Leere der Kirche, an seine Brust schlägt und auch die Augen nicht aufzuheben wagt, aber doch sich sehnt nach der Offenbarung der Barmherzigkeit Gottes? Sollten nicht geistlich Arme selig sein?!

Sie sprechen da kurzer Hand: Die Form festhalten und an den Inhalt nicht glauben. Das wäre auch ein Dogmatismus, das andre Extrem nämlich, das Dogma des Unglaubens. Nun ist ja die Taufe unfähig, Träger einer Gottesgnade zu sein, und die Kirche unfähig, Gemeinde der Heiligen zu sein. Ich habe nur meine Beobachtungen über die heutige Wirklichkeit gemacht, und daraufhin werde ich am Dogma irre, nicht an der Sache. Ja, um so weniger dürften wir austreten oder die Sache abschoffen. Wo denn hineintreten? In das Nichts? Etwa eine Sekte gründen? Woraufhin denn? Auf eigne Faust? Die Sekten sind bisher noch alle zu Schanden geworden. Sie trägt eben Gott nicht als solche. Abzuschaffen Bestehendes, vollends Sakramente, braucht kein Mensch. Das lebt sich, wenn nötig, allein aus und fällt, wie die Beschneidung fiel. Es wäre viel Unglück und Blutvergießen vermieden worden, wenn man das immer erkannt hätte. Vielmehr muß der Gang der Geschichte nach frühern Analogien der sein, daß unvermerkt in die alten Formen ein neuer Inhalt tritt, der schließlich so mächtig wird, daß er allein die Form erfüllt und zersprengt, wie der Keim den Kern, und sich organisirt, frei und gewiß, nach dem Lichte Gottes, nach oben hin, entfaltet. Gerade die Leere der Form ist für neues Werden günstig, je offner die geistliche Armut daliegt, desto leichter kann sie gehoben werden, aber das Dogma — verhehlt sie.

Es sind sicher auch damals viele Leute durch die Beschneidung und Angehörigkeit zur Israelskirche noch gesegnet worden in größerm oder geringerm Maße, wie auch heute dasselbe vielen durch Kirche und Taufe geschehen mag, die ohne Kirche und Taufe jeden Heilszusammenschluß verlieren würden. Aber das sind dann Menschen, die auf Gott sehen und sich durch kein Dogma beirren lassen. Denn das Dogma kann unter Umständen ganz irre führen, weil es von Gott weg, in ein System hineinführt. Es kann, es ist nicht absolut notwendig, aber naheliegend, und viele sind daran gescheitert.

Solche nun, die unbeanstandet ihres dogmatischen Gesichtswinkels einfach die Ziele Gottes verfolgen wollen und können, vermutete ich in den Reihen der positiven wie negativen Theologie

(s. Apostelgeschichte 6, 76), und für diese veröffentlichte i meine bescheidnen Zweifel. Also auch für Sie! —

Wir wurden hier unterbrochen. Es fügte sich nicht, da Gespräch fortzusetzen. Mein Freund mußte fortgehen, oh zur Antwort Gelegenheit zu haben. Wird er wohl dabei nachdenken über die Entstehungsgeschichte und den Inhalt mein Zweifel? —h

---

Thomas Carlyle

Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts

5

Ehe wir uns einer kurzen Zusammenfassung der Haup gedanken Carlylescher Weltanschauung zuwenden, vergege wärtigen wir uns kurz die äußere Form seines Wirkens. Hi zeigen sich uns wohl am deutlichsten die Schranken seiner Pe sönlichkeit, enthüllt sich der Grund, weshalb Carlyle selbst nic als einer der Helden und Führer, von denen aller gesun Fortschritt des Menschengeschlechtes abhängt, gehalten werde wollte. Er wirkte niemals — darauf ist schon oben hingewiesen — direkt ins öffentliche Leben hinaus. Das darf nicht im Sin eines Vorwurfs verstanden werden. Gott sei Dank, daß er nicht gethan hat, weise die Schranken seines Könnens übe schauend. Wenn er es gethan hätte, würde es wahrscheinli nur eine ephemere Bedeutung gehabt haben. Denn er wa nicht der Mann dazu, und seine Zeit mit ihrem egoistische Parteitreiben, mit ihrer verlognen Presse und dem jamme vollen Zustande der Parlamente war nicht reif. Seine Stun war nicht gekommen. So gehörte er zu den einsamen Mensche die „Aehren und Aehrchen lesen im Winterschnee", er war e Säemann, der reichen Samen ausstreute, wohl wissend, daß die blühende Saat nicht mehr sehen werde. Carlyle wirk als Schriftsteller. — Auf die Zeiten, in denen die Führe der Menschen als Propheten, als Könige, Reformatoren g wirkt hatten, schien ihm eine Zeit gefolgt zu sein, in der nu die Schriftsteller diese Rolle übernahmen. Er wirkte hier na den verschiedensten Richtungen. Einigermaßen zusammenhänge stellte er seine Weltanschauung im Sartor Resartus dar. Vo allem aber war er Historiker, d. h. er stellte die Geschichte i den Dienst seiner Ideen, er suchte diese als die ewigen Grun gesetze alles menschlichen Daseins zu erweisen in der Französische Revolution, in Helden und Heldenverehrung, in Oliver Crom well und Friedrich dem Großen. An die Gegenwart und ih Aufgaben, namentlich ihre sozialen Aufgaben, wandte er sich seinen sozialen Schriften: Chartismus, Vergangenheit un Gegenwart, in den Flugschriften aus elfter Stunde*) u. s. und maß das leicht dahinlebende und tändelnde Geschlec des heutigen Tages an den ewig giltigen Gesetzen Gottes un der Natur.

Die Grundgedanken seiner Weltanschauung, die zu wiede holen Carlyle nicht müde wurde, sind kurz zusammengefa folgende. Es giebt jenseits der Welt des Verstandes — Carly lehnt sich an den Sprachgebrauch der deutschen Philosophie an — die sich greifen, ausmessen und auszählen läßt, eine höhere We der Vernunft. Ja diese letztere ist im Grunde die eigentlic wahre Welt. Wenn freilich auch jene andre Welt des Ve standes dem Menschen und seiner Arbeit zum weitern Ausba und zur Beherrschung gegeben ist, in der Welt der Vernun ist doch seine eigentliche Heimat, dort seine wahre Arbeit:

> Willst du für die Ewigkeit pflanzen, dann pflanze in die tiefe unendlichen Fähigkeiten des Menschen, seine Phantasie und sein Her willst du nur auf Jahr und Tag hinaus pflanzen, dann pflanze i seine seichten, oberflächlichen Fähigkeiten, in seine Eigenliebe und seine arithmetischen Verstand.

Das Organ für diese höhere Welt aber ist der Glaub der Geschmack, die Empfindung für das Uebersinnliche. J

---

*) Ich mache auf die jüngst erschienene Uebersetzung der soziale Schriften Carlyles aufmerksam (Sozialpolitische Schriften von Thoma Carlyle, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1896, Bd. 1 und 2), vo allem auf die vorzügliche Einleitung von P. Hensel, m. E. die bes Gesamtdarstellung Carlylescher Anschauung.

:sem Sinne ist Goethes Wort zu verstehen von dem großen mpf zwischen Glauben und Unglauben, der die Weltgeschichte herrscht.

Und in dieser ewigen, übersinnlichen Natur enthüllt sich m Auge des Glaubens ein persönlicher Hintergrund:

Wie der Tagesanbruch den Schiffbrüchigen in Nova Zembla, und ßer wie die Mutterstimme ihrem kleinen Kinde, das weinend in dem gewohnten Getriebe und Getöse seinen Weg verloren hat, wie sanfte röme himmlischer Musik, so erschien mir das Evangelium: das Weltall nicht tot und des Teufels, kein Beinhaus mit Gespenstern, sondern ottes und meines Vaters.

Diesen Gedanken an Gott wollte Carlyle in seinem Volke id Geschlechte wieder lebendig machen. Daß er es nicht war, rin sah er den Krebsschaden seiner Zeit:

Wir haben, um in dem altertümlichen Dialekt zu sprechen, Gott rgessen, oder in dem modernsten Dialekt, wir haben das Faktum dieses eltalls aufgefaßt, wie es nicht ist.

Carlyles Glaube an Gott hat einen harten, kühnen, leiden- haftlichen Charakter. Der Gott, an den er glaubt, ist in erster nie ein Gott der Wahrheit und Gerechtigkeit, der die Lüge id den Schein haßt und vernichtet; ein Gott der Arbeit und hätigkeit, der im Laufe der Geschichte aus einem Chaos eine chöpfung sich gestalten läßt, der erbarmungslos im Gange der eschichte der Völker die unthätigen Drohnengeschlechter aus- ottet; er ist der große, allmächtige und furchtbare Gott, der e Menschengeschlechter ruft wie aus der Dunkelheit aufstiebende unken und sie wieder verschwinden läßt in Dunkelheit wie ese, der Gott, von dem wir das Eine zwar wissen, daß er as Menschengeschlecht aufwärts führt zu lichtern Höhen, dem llein aber die Mittel und Wege, das Woher und Wohin, An- ng und Ende bekannt sind; ein Gott, von dem wir nur Weniges, ur den Saum seines Wesens fassen, unergründbar tief, un- rreichbar hoch, voll verzehrender Majestät. Mit verständnis- äßiger Logik soll man nicht trachten, diesem Gott beizukommen, du ollst nicht das Weltall zu deiner logischen Verdauung verschlingen, ollst froh sein, wenn es dich nicht selbst verschlingt, und wenn u hie und da einige starke Pfeiler im Weltgebäude entdeckst, n die der Glaube sich halten kann. Carlyles Glaube hat ichts Weiches, Gefühliges, Schwärmerisches an sich, er ist der Glaube eines starken, tapfern, thatkräftigen und in seinem Glauben reien und selbstbewußten Mannes.

Stark war, wer eine Kirche hatte, was wir eine Kirche nennen önnen; durch sie stand er, obgleich mitten im unermeßlichen Raum im Zusammenfluß der Ewigkeiten, doch mannhaft da, Gott und Menschen egenüber; das unbegrenzte Weltall war ihm eine feste Burg geworden und eine Wohnstätte, wo er sich zu Hause fühlte. Eine solche Kraft ag im Glauben, in dem aus dem Herzen kommenden Wort: Ich glaube.

Carlyle hatte durchaus Recht, wenn er das Alte Testament ein Lieblingsbuch nannte; sein Glaube ist von daher bestimmt; r ist in seiner Art dem gewaltigen, leidenschaftlichen, im Dunkel ringenden Glauben der Propheten verwandt. Und im Alten Testament war wieder Hiob das Lieblingsbuch Carlyles, der gewaltige Hymnus einer einsam ringenden Seele auf den maje- stätischen und allmächtigen Schöpfer und Lenker alles Seins, mit dem in seiner hehren Unbegreifbarkeit der armselige Mensch nicht ringen darf: „Gürte deine Lenden, bist du so stark?“ Und wie auf dem Untergrunde dieses Glaubens etwas Skepsis und Melancholie verborgen liegt, so ist dieser Zug auch in Carlyles Glauben vorhanden. Ihm fehlt die Kindlichkeit, die fröhliche Zuversicht, die sonnenhafte Frische des Evangeliums. Vor der Gestalt Jesu blieb Carlyle immer in einiger Entfernung stehen, er sah darin das Göttliche, aber nicht das vollendet Menschliche. Trotzdem, es war Glaube, mutiger, thatkräftiger Glaube, der Carlyles ganze Seele erfüllte. Und seinen Gott verkündigte er nun seiner Zeit in einer neuen Sprache, in der Sprache des neunzehnten Jahrhunderts. Vor allem stellte er die Geschichte in den Dienst dieser Wahrheit. Er schrieb seine Geschichte, um seiner Zeit diesen Gott zu zeigen, wie er mit Riesenschritten im Sturmwind durch die Weltgeschichte wandelt, vernichtend und neu belebend, segnend und strafend. In der Französischen Re- volution vor allem verkündete er, wie das Ungewitter des gött- lichen Zornes über Lüge und Schein auch im Königsmantel und in Kirchengewändern vernichtend daherfährt, wie sein Gericht

sich gewaltig über und gegen den Willen der einzelnen Menschen und Geschlechter entlädt, und diese ohnmächtig von seinen Wellen erfaßt und hierhin dorthin getrieben werden, wo sie meinten, selbst zu treiben und zu lenken.

6

Weiter bestimmt sich ihm von hier aus die Stellung des Menschen in der Welt. Der große, schaffende, arbeitende Gott will ein tapferes Menschengeschlecht, das seine ihm vorgeschriebne Arbeit leistet. Arbeit, Pflicht sind die Worte, die des Menschen Wesen bestimmen, und nicht Glück.

Kein Mensch hat ein Recht, ein Rezept fürs Glück zu verlangen, er kann ohne Glück fertig werden, es giebt etwas Höheres als das.

Alle Uebel entspringen daher, daß der Mensch für das höchste Ziel seines Strebens das individuelle Glück hält. Aus dem, wenn es einmal erwacht ist, unersättlichen unendlichen Streben nach Glück, das sich selbst in seinem Uebermaß ver- nichten muß, entsteht der seelenmordende Zweifel und die schlaffe Stimmung des weltschmerzlichen Pessimismus.

Thörichtes Herz, welches Gesetz bestimmt denn, daß gerade du glücklich sein solltest! Noch vor einer kleinen Weile hattest du nicht einmal das Recht, überhaupt zu sein. Wie wenn du nun geboren und prä- destinirt wärest, nicht glücklich zu sein, sondern unglücklich? Bist du denn nichts andres als ein Geier, der durch das Universum fliegt und etwas zu fressen sucht und kläglich kreischt, weil man ihm nicht Aas genug giebt? Mach deinen Byron zu und schlage deinen Goethe auf. . . . Es giebt im Menschen etwas Höheres als die Liebe zum Glück, er kann das Glück entbehren und statt dessen Seligkeit empfinden. Haben nicht, um dies Höhere zu predigen, Weise und Märthrer, Dichter und Priester zu allen Zeiten gesprochen und gelitten?

Ernst und dunkel ist die Anschauung Carlyles von der Pflicht, wie diejenige Kants. Seine Welt starrt voller Gegen- sätze, die Pflicht ist etwas dem Glück diametral Entgegengesetztes. Er betont gern, daß niemals die großen Menschen glücklich ge- wesen seien. Gewissen und Pflichtbewußtsein sind nicht Lust- gefühle feinerer Art, sondern ihrer ganzen Art nach von diesen unterschieden. Durch sie erhebt der Mensch sich in eine andre und höhere, in die unsichtbare Welt.

Der von Gott gegebne Befehl: Wirke durch Wohlthun, steht ge- heimnisvoll in prometheischen prophetischen Zügen in unser Herz ge- schrieben und läßt uns Tag und Nacht keine Ruhe, bis er befolgt ist. Und da der vom Staube gegebne Befehl: Iß und sättige dich, sich gleich- zeitig mit überredender Kraft durch alle Nerven ankündigt, muß da nicht eine Verwirrung, ein Streit stattfinden, ehe der bessere Einfluß die Oberhand bekommen kann?

Mit diesen Worten Pflicht, Arbeit findet der Mensch sich in der Welt zurecht. Die Welt erkennen heißt erkennen, woran man zu arbeiten hat. Durch diese Worte erhält das einzelne Geschlecht und die einzelne Person einen unmeßbaren Wert. Denn Gott hat einem jeden Geschlecht und einem jeden Leben seine Arbeit gesetzt. So hängt eine ganze Welt an jedem einzelnen Leben. Denn die Arbeit, die du in deinem Leben thust oder nicht thust, die kann nur einmal so gethan werden. So wartet eine ganze Ewigkeit auf dich und die Arbeit deines Lebens, und eine ganze Ewigkeit hängt davon ab, wie du dein Leben vollbringst. Und dabei ist es gleichgiltig, welchen Grades die dem Einzelnen beschiedne Arbeit ist.

Ich nenne einen bemerkenswerten Mann, der da ein treuer Arbeiter im Weinberg des Höchsten ist. Sei sein Werk Paläste zu bauen oder Königreiche zu gründen, oder nur zu graben und zu hacken. Das macht keinen Unterschied. Alles menschliche Werk ist vergänglich, klein in sich und verächtlich. Nur der Arbeiter selbst und der Geist, der in ihm wohnt, ist bemerkenswert.

Damit ergiebt sich dann weiter die Schätzung der mensch- lichen Gemeinschaft und des gesellschaftlichen geschichtlichen Lebens. Der Gedanke der Arbeit stellt das einzelne menschliche Leben mitten hinein in das große Getriebe des menschlichen Gesamtlebens. Es ist eine zusammenhängende Arbeit, die Gott dieser Gemeinschaft zugewiesen hat, und als ein innerlich zusammenhängender Organismus ist sie demgemäß an- zusehen. Ein Organismus und nicht eine Summe von Atomen von an und für sich gleichartigen Individuen, die nur durch die Verhältnisse in verschiedne Formen gezwängt wurden. Und wie ein reicher und blühender Organismus nur durch Diffe- renzirung entsteht und wächst, so ist gerade die wesentliche

Verschiedenheit der einzelnen Individuen notwendig zur Entfaltung alles menschlichen geschichtlichen Gemeinschaftslebens. Nicht auf dem Wege des mechanischen Werdens vollzieht sich dieses. Die treibende Grundkraft ist das Mysterium der Persönlichkeit, die niemals ganz von außen her werdende, sondern immer von innen heraus sich entwickelnde und je freier sich entwickelnde desto wertvollere und mächtigere Individualität, dieses immer sich wiederholende, immer von neuem geborene Wunderwerk Gottes. So geht denn aller Fortschritt, alles geschichtliche Leben von den großen Persönlichkeiten, den Führern und Helden aus. Auf dem langen Wege, den die Menschen vom tierischen Dasein zur heutigen modernen Kultur gegangen sind, auf dem sie sich von einem rein sinnlichen Dasein zur Gesittung, zu vernunftgemäßem Leben erhoben, wurde jeder weitere Schritt gethan von den Führern, denen die Menge folgte. Und das gemeinsame Charakteristikum dieser Führer war immer dies, daß sie sich über die sinnliche Welt des Verstandes erhoben, daß sich ihnen ein Teil der übersinnlichen Welt in leuchtender Klarheit erschloß, daß sie mit großen, hellen Augen dem Universum tiefer in die Seele schauten, daß sie die Wirklichkeit um sie her wahrer und besser verstanden. Mit einem Worte, das innerste Wesen aller Helden war Glaube. — Und so giebt es denn auch für die übrige Masse nichts Heiligeres und Besseres als Heldenverehrung, auch ein Stück Glaube in seiner Art. Die Menge kann auf keine andre Weise weiter kommen, als indem sie mit hingebender Treue ihren Helden folgt, auf dunkeln Bahnen, die sie selbst nicht zu finden weiß, in eine höhere Welt, die sich ihrem blöden Auge von selbst nicht erschließt. Und so führt Gott seine Menschheit auf Wegen des Glaubens, die schließlich alle bei ihm einmünden sollen, von einer Höhe zur andern.

Das ist die Grundbeziehung, die zwischen den Menschen in ihrer gegenseitigen Gemeinschaft herrscht: Helden und Heldenverehrung. Auf ihrem Grunde entstehen nun alle Formen menschlichen Gemeinschaftslebens. Schon die Familie wurzelt in dem Boden der Pietät, auf demselben Grunde sammelt der Häuptling, der stärkere, bessere, mehr könnende Mann seine Scharen um sich. Es entsteht das Geschlecht, der Klan, der Stamm, die Nation, das Weltreich. Und Völker kommen und gehen, und ihnen voran ziehen der weise Mann und Zauberer, der Priester und Prophet, der Richter und König, der Philosoph und Dichter. So bilden sich die Formen menschlicher Gesellschaft, Königtum und Kirche, Sitte und Frömmigkeit. — Aber freilich diese Formen sind wechselnde, kommende und gehende, aufblühende und verwelkende. In ihnen ringt das Menschengeschlecht darnach, seinen unerschöpflichen, geheimnisvollen transzendenten Inhalt zum Ausdruck zu bringen. — Glücklich nun sind die Zeiten, in denen jene Formen noch neu und frisch sind, in denen noch kein Zweifel gegen sie sich erhoben hat, in denen die Menge froh ihren gottgegebnen Führern folgt durchs Meer und durch die Wüste, in denen jeder seinen Platz innerhalb der allgemeinen Normen des Lebens leicht findet und erkennt. Das sind die Zeiten des Glaubens. Und unglücklich, dreimal unglücklich die Zeiten, in denen der Zweifel gegen die gewordnen Formen sich erhebt, in denen die Führer ihre Aufgabe vergessen haben, und die führerlose und schlecht geführte Menge auf Irrwegen geht, wo Keiner des Andern Sprache versteht, und Niemand einen Ausgang sieht. Es wäre den Menschen in diesen Zeiten oft besser, sie wären nicht geboren. Es wäre gut, wenn diese Zeiten in der Erinnerung auf den kürzesten Raum zusammengedrängt würden. Es sind die Zeiten des Unglaubens. Am unglücklichsten aber sind die Zeiten, in denen die alten und morschgewordnen Formen mit Gewalt durch äußere Autorität oder durch den blendenden Schimmer des Heiligen so lange am Dasein erhalten werden, bis sich unter ihnen so viel Zündstoff angehäuft hat, daß eines Tages alles in die Luft gesprengt und in einen ungeordneten Schutthaufen verwandelt wird. Das sind die Zeiten der Revolutionen, aber auch sie sind notwendig.

W Bt

Benjamin Kidd, Soziale Evolution

Aus dem Englischen übersetzt von E. Pfleiderer. Mit einem V
wort des Herrn Professor Dr. August Weismann in Freiburg i.
Jena, G. Fischer, 1895. 321 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Dies merkwürdige, gedankenreiche und anregende B
hätte schon viel eher den Lesern der Christlichen Welt angeze
werden sollen. Wenn dies durch meine Schuld verspätet
schieht, so habe ich jetzt den Nachteil, daß ich vermutlich
etwas den Meisten schon Bekanntem reden muß. Indessen
doch vielleicht manchem damit gedient, wenn ich aus der zieml
weitschweifigen, echt englisch-breiten Darstellung die Grund
danken noch einmal hervorhebe und eine kurze Kritik hinzufü

1. Die bisherige Gesellschaftswissenschaft hat bei der
forschung der Menschheitsentwicklung bisher dem Faktor d
Religion keine genügende Teilnahme zugewandt, jedenfa
hat sie bisher die richtige Deutung dieser fundamentalen
scheinung nicht gegeben. Eine Wissenschaft, die den Sinn
Weltentwicklung völlig darlegen will, darf sich von ihrer
neigung gegen diese ihr unverständliche Erscheinung nicht v
leiten lassen, sie zu ignoriren, sondern muß sich die Frage stelle
Welchen Sinn, welche Aufgabe hat die Religion in d
sozialen Entwicklung der Menschheit?

Der Verfasser ist Evolutionist der jungdarwinistisch
Richtung, deren Führer Professor Weismann in Freiburg
Er stellt mit jener Frage ein naturwissenschaftliches Probl
auf, das er in evolutionistischem Sinne zu bearbeiten sich
mühen wird.

2. Aller Fortschritt der Menschheit setzt sich nur durch
dem Wege der Selektion, d. h. dadurch, daß die stärker
gabten Individuen oder Rassen sich unter Verdrängung
geringern Konkurrenten behaupten und so in der Lage fü
ihre hervorragendere Art allein fortzupflanzen. „Dem Mensch
ist ein Fortschritt nur dann möglich gemacht, wenn er se
Art durch sieg- und erfolgreiche Variationen bis zum Ausschl
des Nichtfähigen fortpflanzt, wenn er sein Dasein führt in
ständiger Rivalität und Konkurrenz mit seinen Genossen, wo
notwendig ein Teil leiden und sich plagen muß und ein gro
Teil gar nicht zur vollen Lebensmöglichkeit und -Fähigk
gelangt."

3. Dieser Zustand einer opferreichen und schmerzvol
Konkurrenz, den wir im Reiche der unvernünftigen Tiere
nicht weiter befremdend hinnehmen, muß unser Erstaunen erreg
wenn er uns in der Menschheit begegnet. Denn die Vernun
durch die der Mensch sich von den niedern Lebensformen unt
scheidet, muß ihm sagen, daß jene Lebensbedingungen, in
ihn der Kampf ums Dasein verstrickt, keineswegs seinen in
viduellen Interessen entsprechen. Sowohl der Starke, der
das Duell mit dem vielleicht Stärkern durch den Zwang
Selbsterhaltungstriebes hineingestoßen wird, als auch
Schwache, der nur seine Unterdrückung vom Kampf ums Dase
erwarten kann — beide können unmöglich diesen Zustand
„vernunftgemäß," („rational") halten. Er wird für den V
stand nicht vernünftiger dadurch, daß derselbe sich sagen mu
man diene durch die Aufopferung des individuellen Glücks
dürfnisses der Vervollkommnung der Rasse in der Zukun
„Die Interessen des sozialen Organismus und die seiner
weiligen Individuen stehen sich jederzeit wie die ärgsten Fein
gegenüber."

4. Dieser Gegensatz zwischen dem Gesamtinteresse des
zialen Organismus (der Rasse) und den persönlichen Bedürfniss
der Einzelnen ruft unermeßliche Konflikte hervor, Konfli
zwischen dem sozialen Instinkt, der immer wieder sich d
Anforderungen des Rasseninteresses beugt, und der auf d
Wohl des Einzelnen bedachten Vernunft (ratio), die darna
trachten muß, die jenen Fortschritt erzeugenden, das Individuu
knechtenden Lebensbedingungen aufzuheben. Am deutlichst
tritt uns dieser Konflikt in der Arbeiterbewegung von he
entgegen. Der Verfasser macht kein Hehl aus seiner Ueb
zeugung, daß „vom Standpunkt der »Vernunft« (ratio) a
die Massen, die in unsern modernen Staaten die Macht in

Hand haben, eigentlich den bestehenden sozialen Verhältnissen sofort ein Ende bereiten sollten."

Denn wenn diese auch im Interesse des Fortschritts der Rasse notwendig sind, so stehen sie doch in schneidendem Gegensatz zu dem Wohl der Unzähligen, die hierbei eben nur die Rolle der Ausgebeuteten spielen müssen.

5. Wenn es richtig ist, daß zwischen dem Interesse des sozialen Organismus ein beständiger unüberbrückbarer Gegensatz bestehen muß, so kann es keine rein „vernünftige" Moral geben, die von dem Gedanken ausgeht, daß das wohlverstandne Interesse des Einzelnen und das der Gesamtheit zusammenfallen (Utilitarismus). Jede Moral, die imstande sein soll, den Menschen wirklich zu bewegen, für die Rasse oder die Menschheit sein Wohl zu opfern, muß auf ganz andre Impulse zurückgehen, als auf das vernünftige selbstische Interesse. Hier tritt nun die Funktion der Religion ein. Sie ist es allein, die dem Menschen eine „über die Vernunft hinausgehende Normirung" seines sozialen Verhaltens giebt und wirklich imstande ist, diese Normen nicht nur aufzustellen, sondern ein ihnen entsprechendes Handeln bei den Menschen durchzusetzen. „Religion" ist dem Verfasser also eine Form der Ueberzeugung, die den Menschen in den Fällen, wo das Interesse des Einzelnen und der Gesamtheit im Widerstreit mit einander stehen, treibt und zwingt, sich gegen sein eigenstes Interesse für das des sozialen Organismus zu entscheiden.

6. Eine Skizze der Geschichte der abendländischen Kultur zeigt nun Zweierlei. Erstens: durch ein langsames, schrittweises Zurückweichen haben die herrschenden und besitzenden Klassen ein Privileg nach dem andern aus der Hand gegeben und haben damit einen immer größern Kreis von Mitbewerbern um die höchsten Ziele des Daseins entstehen lassen. Damit sind die Bedingungen dieses Wettbewerbs verschärft, es ist aber auch die Gefahr der Versumpfung und Degeneration beseitigt und die größtmögliche Garantie für einen dauernden Fortschritt der Menschheit gegeben.

Zweitens: Diese langsame Selbstopferung der Herrschenden zu Gunsten der Massen entspringt nicht einer „vernünftigen" Ueberlegung, sondern einem sozialen Instinkt, und dieser wieder ist die Frucht der ungeheuern Jahrhunderte währenden Ansammlung von altruistischen Gefühlen, die die christliche Religion der abendländischen Gesellschaft eingeimpft hat.

7. Die Lage der Gegenwart ist also dadurch charakterisirt, daß „die Veredlung des Charakters, die Vertiefung und Kräftigung der altruistischen Gefühle mit ihrer gesteigerten Empfänglichkeit, Reizen von außen gegenüber, und dem daraus folgenden, immer mehr zunehmenden Verantwortlichkeitsgefühl gegen Andre einen solchen Grad erreicht hat, daß die Gesellschaft im Begriffe steht, in einer nicht zu fernen Zukunft alle Privilegien aufzuheben und alle Menschen in die Rivalität des Lebens eintreten zu lassen, nicht bloß auf der Basis politischer Gleichheit, sondern unter Bedingungen gleicher sozialer Gelegenheit. Das Volk ist bereits zu politischer Gleichberechtigung zugelassen worden; in dem nächsten Stadium müssen, so scheint es, allen die gleichen sozialen Gelegenheiten und Möglichkeiten eröffnet werden."

8. Diese Anschauung von dem Sinne der sozialen Menschheitsentwicklung ist von der des Sozialismus grundverschieden. Dieser erwartet von dem Staat der Zukunft die völlige Aufhebung des Kampfes ums Dasein — ein Zustand, der die Degeneration bedeuten würde. Unser evolutionistischer Verfasser erwartet von der kommenden Zeit die höhere Steigerung jenes Kampfes, an dem sich alle Teile der Menschheit beteiligen werden, und als Folge davon ihre höchste Vervollkommnung.

9. Eine Beobachtung der Entwicklungstendenzen in der Geschichte zeigt, daß nicht, wie der Rationalismus annimmt, der Intellekt und seine Vervollkommnung der ausschlaggebende und entscheidende Faktor der Evolution ist, sondern die religiösen Kräfte. Wie speziell an dem Beispiel Frankreichs und Englands gezeigt wird, behält nicht diejenige Rasse den Sieg, die intellektuell am höchsten begabt ist, sondern diejenige, in der die Religion die größte Macht und den größten Einfluß hat. Denn, um es noch einmal zu wiederholen, die Religion und die ihr entspringende, von ihr inspirirte Sittlichkeit ist es, die die Völker vorwärts bringt, indem sie „zwar zunächst die Unterordnung der gegenwärtigen individuellen Interessen unter die größern eines unendlich länger lebenden sozialen Organismus sichert, dann aber die vollste Entwicklung der Kräfte und Fähigkeiten aller beteiligten Individuen gestattet."

10. Da also die religiösesten Rassen die größte Aussicht auf Erfolg und Sieg über die andern haben, so ist nach dem Gesetze der Selektion zu erwarten, daß die Menschheit immer religiöser, daß die Religion immer mehr die größte Macht auf Erden werden wird.

Diese Gedankengänge werden in unserm Kreise Staunen, aber nur eine mit Zweifeln gemischte Freude erregen. So erfreulich es ist, daß ein Naturforscher Darwinscher Schule die Religion einmal nicht bloß als eine krankhafte Abnormität oder einen kindlichen Irrwahn, vielmehr als eine geschichtliche Macht allerersten Ranges ansieht, so sehr muß es uns befremden, gerade das Christentum als die Kraft betrachtet zu sehen, durch die der Kampf ums Dasein auf die höchste Spitze getrieben wird. Wir sind gewöhnt, das Evangelium als eine Macht des Friedens, als die Heilung der durch jenen Kampf geschlagnen Wunden zu preisen — ist jene Anschauung nicht geradezu antichristlich?

Der Grundfehler des Buches scheint mir seine ungeheure Einseitigkeit zu sein. Viele richtige Beobachtungen sind in ihm enthalten, aber die ganze Art der Betrachtung von einem Punkte aus, in einer Richtung, wird wichtigen Seiten der Menschheitsentwicklung nicht gerecht.

Gewiß ist der Kampf ums Dasein, die Auslese der vollkommnern Arten ein Mittel, die Rasse vorwärts zu bringen, aber in der Geschichte nicht das einzige. Gar nicht wird hierbei veranschlagt die Einwirkung einzelner großer Persönlichkeiten. Ihre Eigenart und Größe kann nun einmal nicht bloß aus Vererbung erklärt werden; die eigentümliche Wirkung der Elemente in ihnen wird uns stets die Annahme eines besondern Schöpfungsaktes Gottes nahelegen. Und die Einwirkung, die sie üben, liegt oft ganz und gar nicht in der Richtung, in der sich die Rasse schon durch den Kampf ums Dasein fortbewegt, sondern schlägt ganz neue Richtungen ein. Gar nicht wird in Betracht gezogen der stille, unmerkliche Einfluß, den die Schwächern, Unterliegenden so oft auf die Sieger üben. Vor allem aber dürfte ein bleibender Dissensus zwischen uns und dem Verfasser bestehen über das Ziel des Rassenkampfes und das Wesen der Religion. Wenn es der Erfolg des Kampfes ums Dasein ist, daß die Stärkern, „Tüchtigern" die Oberhand behalten, so wäre das Ende der Entwicklung der Triumph der zähesten, energischsten und — vorurteilslosesten Rasse. Auf der Höhe der Geschichte würde als krönende Vollendung der Engländer oder Amerikaner mit seinen harten Ellenbogen und stählernen Nerven erscheinen.

Wenn es wirklich wahr ist, daß die christliche Religion, indem sie den Kampf ums Dasein allen Menschen unter gleichen Bedingungen ermöglichen will, jenes Ziel förderte, so wäre dies jedenfalls nur eine Nebenwirkung, von der man ernstlich zweifeln könnte, ob sie im Sinne des Christentums wäre. Gewiß ist im tiefsten Wesen unsrer Religion die Tendenz begründet, jedem, auch dem Unterdrückten, die Möglichkeit freier Entwicklung zu geben. Aber dem weitern Kampfe um die Vorherrschaft sieht die Religion als Religion gleichgiltig zu. Ihr kommt es nicht darauf an, die Starken zur Herrschaft zu bringen, sondern darauf, jeden zu dem zu machen, was er seiner Anlage nach werden kann. Mit einem Wort: die christliche Religion ist denn doch im Kern ihres Wesens zu individualistisch, um an der Rasse als solcher ein Interesse zu haben. Wenn die christliche Ethik daneben dem Einzelnen befiehlt, große Opfer für die Gemeinschaft zu bringen, so thut sie das nicht um des Fortschritts der Rasse willen, sondern weil die möglichst weite und starke Herrschaft des Guten, das Reich Gottes, den Einzelnen seinem persönlichen Vollendungsziele am besten entgegenbringen kann. So hat die christliche Religion, wenn sie auch die Verbreiterung des Kampfes ums Dasein indirekt fördert, ein Element in sich, durch das sie ihn wieder einschränkt und ihm seine Schärfe nimmt, indem sie dem Schwachen, dem

Unterdrückten die Möglichkeit giebt, auch abseits von der Heerstraße des menschlichen Rassenfortschritts ein Ganzes zu sein und ein wertvolles Leben zu führen. Johannes Weiß

Eine halbe Million Schweizer für die Armenier

430000 Schweizer und Schweizerinnen haben dem Bundesrat in Bern eine Adresse überreicht. Politischen Erfolg wird sie nicht haben, aber sie ist ein offizielles Dokument, das gewisse Thatsachen festlegt und gewisse Forderungen aufrichtet, zum Zeugnis für unsre und künftige Lage. Unsre Zeitungen haben für das Schriftstück keinen Raum, darum soll es hier zu Worte kommen. Es lautet:

Seit mehr als zwei Jahren ist das uns stammverwandte christliche Volk der Armenier Gegenstand furchtbarster Verfolgungen geworden. Das muß jeden Menschenfreund um so schmerzlicher berühren, als man seit dem Jahre 1878 zu den besten Hoffnungen für dieses Volk berechtigt war. Damals bestimmten die Großmächte in Artikel 61 des Berliner Vertrags: „Die hohe Pforte übernimmt die Verpflichtung, ohne weitern Verzug die Verbesserungen und Reformen ins Werk zu setzen, die durch lokale Bedürfnisse in den von den Armeniern bewohnten Provinzen erfordert werden, und den Armeniern Sicherheit vor Kurden und Tscherkessen zu garantiren." In der cyprischen Konvention erhielt England „von Sr. Kaiserl. Majestät dem Sultan das Versprechen, notwendige Verwaltungsreformen in der Regierung zum Schutze der christlichen und andern Unterthanen der Pforte in den asiatischen Provinzen einzuführen." Thatsache ist, daß von jenem Jahre an die Lage der Armenier sich zusehends verschlimmerte, bis endlich im Jahre 1894 die Massenmorde und Verwüstungen begannen, die sich bis in die jüngste Zeit fortgesetzt haben.

Was man lange nicht glauben wollte, ist nunmehr zur unwiderleglichen Evidenz nachgewiesen, daß die türkische Regierung selbst diese entsetzlichen Greuel organisirt hat. Wie kam sie zu diesem furchtbaren Entschluß? Wachte alter Fanatismus in ihr auf, der sie all die Toleranzedikte Hattischerif von Gülhane, Hatti-Humajum u. s. w. vergessen ließ? Fast möchte man auf diese Ansicht kommen, wenn man erwägt, daß alle armenischen Dörfer verschont blieben, deren Bewohner zum Islam übertraten, während namentlich gegen christliche Priester die ärgsten Grausamkeiten verübt wurden. Aber das Wüten gegen friedliche Unterthanen stände doch im grellen Gegensatz zu den Vorschriften des Koran und zur Politik der ersten Nachfolger Muhammeds. Viele Türken beklagen denn auch diese Greuel aufs lebhafteste, und hochherzige türkische Beamten suchten oft dem grausamen Wüten von Zivilisten und Soldaten Einhalt zu thun. Aber während die türkische Regierung die blutgierigsten Gouverneure mit Orden auszeichnete, wurden milder handelnde von ihr abgesetzt.

Warum hat sie denn ihre muhammedanischen Unterthanen zu einem solchen Riesenmaß von Greuelthaten angetrieben, warum hat sie es geschehen lassen, daß mehr als 3000 Dörfer zerstört, mehr als 100000 Menschen getötet, mehr als 500000 all ihres Eigentums beraubt und ins größte Elend gestürzt wurden? Ist es so, wie ein hochangesehener Mann in der italienischen Kammer behauptete, daß das armenische Volk sich gegen die Regierung erhoben hat? Es haben sich allerdings in London, Paris und andern großen Städten des Auslandes unter den Armeniern revolutionäre Komitees gebildet, die ihrem Volke revolutionären Geist einzupflanzen versuchten. Aber ist ihnen das gelungen? Nein, wohl haben türkische Beamte, in der Meinung, damit der Regierung zu gefallen, vielfach dies behauptet und durch Drohungen und Folterqualen Zeugnisse dafür einzelnen Armeniern erpreßt; aber immer wieder, wie noch jüngst beim Massenmord in Eghin, hat es sich erwiesen, daß ihre Behauptungen freche Lügen waren. Das armenische Volk ist in seiner überwältigenden Mehrheit ein durchaus friedliches Volk, das nichts begehrt, als in der Ehre seines Hauses

und im Frieden seiner Arbeit geschützt zu werden. Wohl hält es seine ruhmreiche Geschichte in treuer Erinnerung, wohl nährt es die Hoffnung auf Wiederherstellung seiner nationalen Freiheit und Herrlichkeit; aber es trägt diese Hoffnung wie einen Messiastraum in seiner Seele. So tapfer seine Vorfahren gekämpft hatten, ihm liegt ein Aufruhr in Waffen durchaus ferne.

Sind aber etwa die Armenier ein verrottetes, heruntergekommenes Volk, das nur noch vom Ruhme seiner Vergangenheit zehrt und durch sein ganzes Gebahren Haß und Verachtung vollauf verdient? Alle unbefangnen Forscher, unter ihnen auch unser berühmter Landsmann E. Chantre, bezeugen, daß unter den Völkern Kleinasiens das armenische am meisten Intelligenz, Empfänglichkeit für Geistesbildung, Betriebsamkeit in Handel und Industrie besitzt, daß es sich durch ein edles Familienleben auszeichnet und in ganz besonderm Maße befähigt ist, den Wohlstand des Reiches im Sinne unsrer Zeit zu heben. Wahrlich, wenn in den großen Städten armenische Kaufleute Handel nach altorientalischen Grundsätzen betreiben, so hat man deshalb kein Recht, das ganze armenische Volk zu verurteilen. Ein Volk, das für seine religiöse Ueberzeugung mehr als irgend eine andre Nation geopfert hat, muß in seinem innersten Kern ein durchaus tüchtiges, ehrenwertes Volk sein.

Das Vorgehen der türkischen Regierung ist nur als eine entsetzliche Verwaltungsmaßregel zu erklären, die im Rassenhaß, im religiösen Fanatismus, in der angestammten Raub- und Mordlust roher Volksstämme eine starke Unterstützung fand. Nicht darum war es der Regierung zu thun, die wenigen Revolutionäre aufzugreifen, sondern das unbequeme Volk, dessen Reformwünsche von dem Willen der Großmächte unterstützt werden, womöglich aus der Welt zu schaffen. Fort mit diesen elenden Ghiaurs, wegen deren die christlichen Mächte den Statthalter Muhammeds bevormunden wollen!

Als immer genauere Berichte von den furchtbaren Vorgängen im Osten nach Europa und Nordamerika gelangten, als man von Schandthaten, Bestialitäten hören mußte, die an die dunkelsten Zeiten menschlicher Geschichte erinnerten, und anderseits vernahm, wie viele tausend christliche Männer und Frauen lieber Mißhandlung und Tod erlitten, als ihrem Glauben untreu wurden, da fing die öffentliche Meinung an schmerzerfüllt zu fragen: Warum schreiten die Großmächte nicht ein, da sie doch hiezu ein vertragliches Recht hätten? Warum lassen sie es nur bei diplomatischen Vorstellungen bewenden, die der Sultan stets in den Wind schlägt? Haben nicht England, Frankreich, Rußland mit vereinter Kraft im Jahre 1827 das bedrängte Griechenvolk gerettet? Hat nicht im Jahre 1860 Kaiser Napoleon, von Europa beauftragt, mit 10000 Soldaten den Massenmorden im Libanongebiete Schranken gesetzt? Wie, ist die Menschheit der Gegenwart so sehr gesunken, daß die Völker, und speziell die christlichen, unter sich kein Solidaritätsgefühl mehr empfinden? Gilt das Wort nicht mehr: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit"? Wie, wir sollten unsre Ohren verschließen vor dem Notschrei eines ganzen Volkes, wir sollten keines Zornes mehr fähig sein gegenüber entsetzlichen Schandthaten? Wie, an den Thoren Europas sollten zahllose ehrbare Frauen den größten Scheußlichkeiten erliegen, Scharen von Waisen vor Hunger und Kälte sterben, und wir sagen: „Was geht das uns an"? Wehe dem Volke, das keine Menschheitspflichten mehr kennt! Es wird im rohen Egoismus des Einzelnen, der Klassen und Stände versumpfen, es wird unfähig sein, die großen wirtschaftlichen Aufgaben zum Wohle aller zu lösen, es wird, und wenn es nach vielen Millionen zählte, an seiner eignen Jämmerlichkeit zu Grunde gehen.

Darum mußte es jeden erleuchteten Freund unsers Vaterlandes freuen, als auch bei uns die Stimme des Gewissens gegen die türkischen Greuel in allen Ständen und Konfessionen laut wurde, als auch unser Volk durch bedeutende Liebesgaben dem unglücklichen Brudervolk im Osten die Hand reichte. 430000 Schweizer und Schweizerinnen haben ihrer Entrüstung in schriftlichem Protest Ausdruck gegeben, und immer noch laufen neue Protestzeugnisse ein; in zahlreichen Volksversammlungen der Mittel- und Ostschweiz haben viele Tausende folgenden Resolutionen ihre Zustimmung erteilt.

„Durchdrungen von dem Gefühle der Solidarität aller ölker, erklärt die Volksversammlung:

„1. Die Greuel, denen durch Hauptschuld der türkischen egierung mehr als 100000 Glieder des armenischen Volkes im Opfer fielen, sind ein entsetzliches Verbrechen an der Mensch-eit, das die christlichen Völker mit tiefer Entrüstung erfüllt.

„2. Auch das Schweizervolk soll mit seine Stimme erheben im dringenden Appell an das Gewissen der europäischen Groß-aaten, daß sie eingedenk ruhmvoller Ueberlieferung, eingedenk ierlicher Verträge und Versprechen weitern Greueln gegen das rmenische Volk wehren.

„3. Wir drücken dem armenischen Volk unser tiefes Mit-efühl aus und halten uns verpflichtet, bei der Liebesthätigkeit ir Linderung seiner ungeheuern Not nach Kräften mitzuwirken."

Wohl fehlte es nicht an Stimmen, die jeden lauten Protest egen die türkische Barbarei als thörichte Schwärmerei erklärten, ie nutzlos im Sande verlaufen werde. Diesen antworten wir: Venn höchste Interessen der Menschheit bedroht sind, dann soll eder nach besten Kräften seine Pflicht thun, gleichviel, was abei herauskomme. Die Geschichte soll einst nicht sagen können, aß, als in Europa am Ende des neunzehnten Jahrhunderts as öffentliche Gewissen laut wurde, das Schweizervolk matt nd feige geschwiegen habe.

Um aber der ganzen Protestbewegung den Abschluß zu geben, der ihrer würdig ist, sammeln wir alle die Hundert-ausende von Stimmen zu einer Adresse an Ihre hohe Behörde. Von jeher haben Behörden und Volk der Schweiz ohne Furcht vor den Mächtigen der Erde ihr Mitgefühl für die mißhandelten und bedrückten Völker bezeugt, von jeher haben sie es sich zur Ehre gerechnet, bei allen Werken reiner Menschlichkeit nach Maß ihrer Kräfte mitzuhelfen.

Wir protestiren nicht nur gestützt auf jene ewigen Rechte, kraft deren ein jedes Volk Achtung der Menschenwürde, der Familienehre, der persönlichen religiösen Ueberzeugung verlangen darf, sondern gestützt auf die geschriebnen menschlichen Rechte, auf die niemals aufgehobnen Reichsgesetze der Sultane, auf die feierlich bestätigten Verträge der Großmächte. Wir protestiren in der Hoffnung, daß sich mehr und mehr ein Gesamtgewissen der europäischen christlichen Völker bilden werde, vor dem als höchster Macht alle Gewalten der Staaten sich beugen. Ja wir glauben, nicht diplomatische Kunst, sondern dieses Gewissen allein kann jenen großen Frieden bringen, den die Besten aller Jahrhunderte als letztes, höchstes Ziel der ganzen Kulturbe-wegung verkündet haben.

Wir sind der vollen Zuversicht, daß Ihre hohe Behörde sympathisch zu einer Bewegung steht, die geeignet ist, den Geist der Gerechtigkeit, der reinen Humanität in unserm Volke zu stärken; denn dieser Geist macht unser Volk stark und ver-bürgt ihm eine schöne und große Zukunft.

Mögen Sie daher diese Adresse, die wir Ihnen im Namen von 430000 Schweizern und Schweizerinnen überreichen, mit allem Wohlwollen entgegennehmen. Dann wird jedermann er-kennen, daß in Sachen höchster Völkerinteressen Behörden und Volk der Schweiz von der gleichen Gesinnung und Ueberzeugung durchdrungen sind.

* * *

Inzwischen regt sich die armenische Frage wieder. Der französische Konsul in Amassia telegraphirte an den Botschafter Cambon in Konstantinopel:

Affaire de Crète produit parmi muselmans grande surexcitation; graves désordres sont à craindre. A Tokat, vilayet Sivas, hier massacre; 18 Armeniens, 3 Turcs tués.

Bald meldeten genauere Berichte, daß hundert Armenier umge-kommen seien; heute verlautet von vierhundert, während von türkischen Opfern alles still ist. Die Botschafter haben — man denke — der Pforte energische Vorstellungen gemacht, und die Pforte hat — man denke — noch energischere Maß-nahmen getroffen, die schuldigen Beamten abgesetzt u. s. w. Doch sollen inzwischen auch anderwärts neue Armeniermorde stattgefunden haben.

Aus dem Einschreiten der Botschafter erkennt man deut-lich, daß die türkische Urheberschaft an dem Blutbad außer Zweifel steht. Merkwürdig aber ist, wie schnell sie sich zu einem wenn auch noch so platonischen Schritt entschlossen haben, während sie sich viel blutigeren Greueln gegenüber im vorigen Jahr zu nichts ermannen konnten. Und noch eins ist erstaun-lich. Im vorigen Jahr fuhren unsre Politiker aus der Haut, wenn man nur ein Wort des Schutzes für die Armenier forderte: der Weltfriede könnte dadurch gefährdet werden. Heute lösen die Schiffe der Großmächte in orientalischen Gewässern einen Schuß nach dem andern und der Weltfriede bleibt ge-sichert. Ja Bauer, das ist etwas ganz Andres! R

Zu den „Gruppenkirchen" von March

In Nr. 3 dieses Blattes war Pastor Sulze für die Reform-vorschläge des königlichen Baurats March auf dem Gebiete der Kirchbaufrage warm eingetreten. Die Ausführungen und Zeich-nungen Marchs werden gewiß in den weitesten Kreisen Interesse erregt haben. Manche bedingungslose Anerkennung werden sie gefunden haben; wer würde es nicht mit March beklagen, daß unsre Kirchen im Grunde viel zu wenig benutzt werden, daß die Herrlichkeit und Kostspieligkeit ihres Baues in keinem rechten Verhältnis zu der Zahl derer steht, die wirklich ihr Zentrum in ihm besitzen! Wer müßte nicht zugeben, daß ihnen in-folge ihrer Entstehung aus der katholischen Kirche manches Zwitterhafte, Unzweckmäßige, Unschöne anhaftet! Aber auch mancher Widerspruch wird sich geltend gemacht haben, nament-lich von seiten derer, die die Erhabenheit der Kirche und ihre Heiligkeit auch äußerlich gern dokomentirt sähen; die evangelische Kirche sei ja aus der katholischen hervorgegangen, habe auch heute noch große Grundgedanken mit ihr gemein; daher doch immer die Möglichkeit vorliege, daß sie sich auch in dem von ihr ge-schaffnen Stile heimisch finde.

Jedenfalls sind die Ausführungen Marchs viel zu bedeutend, als daß sie mit Stillschweigen übergangen werden dürften. Ver-fasser dieses möchte daher einige Bedenken gegen sie anführen. Nicht freilich soll das vom Standpunkt derer geschehen, denen in den bisherigen Bauwerken das Ideal kirchlicher Baukunst für alle Zeiten festgelegt erscheint, nicht auch soll hier den Em-pfindungen derer Ausdruck verliehen werden, die in der Ver-mischung von Kinderstuben, Volksküchen, Poliklinik und Kirche eine Profanation des Kirchengebäudes erblicken; mag man darin Recht oder Unrecht haben, das wollen wir gefühlvollern Seelen überlassen. Worauf es Verfasser dieses ankommt, das sind einige Bedenken, die sich nur auf das praktische Gebiet beschränken, auf die Frage, ob ein solches Gebäude, wie March es plant, eine solche Gemeindehauskirche wirklich den Zwecken und An-forderungen entspricht, die man an sie stellt.

1. Zunächst fragt es sich, wie wird sich eine solche Ge-meindehauskirche zu ähnlichen Anstalten und Unternehmungen stellen, die von der Innern Mission ausgegangen sind? Meist wird es doch so sein, daß, wo ein solches Gemeindehaus er-richtet werden soll, auch bereits irgend welche andre Anstalten vorhanden sind, die denselben Zwecken dienen und durch freie christliche Liebesthätigkeit unterhalten werden. Wenn sich nun die Innere Mission bereits völlig mit der offiziellen Kirche aus-einandergesetzt hätte, sodaß sich beide in ihrer gegenseitigen Un-entbehrlichkeit kennen und achten gelernt hätten, beide innerlich eins geworden wären, dann würde es wohl möglich sein, daß sie auch äußerlich in eins übergingen; die Gemeinde würde gern ihre Kinder und Kranken in die neue Anstalt bringen, und die Kreise, die bisher die alten Anstalten unterstützt haben, würden kein Bedenken tragen, ihre Gaben fortan dem neuen Gemeindekirchenhaus zuzuwenden. Noch sind wir jedoch nicht soweit! Und wenn es auch ein angemessenes, auf gegen-seitiger Achtung gegründetes Verhältnis zwischen „Kirche" und Innerer Mission ist, wie es augenblicklich meistens besteht — es waltet doch größtenteils das Prinzip des Getrenntmarschierens vor. Die Innere Mission wird sich wohl niemals dazu ver-

stehen, völlig als Organ der Kirche in diese aufzugehen, da die Kirche als solche wechselnden Strömungen unterworfen ist und ihr Verhalten zur Innern Mission von zu vielen andern Faktoren bedingt ist, als daß diese sich in eine völlige Abhängigkeit von ihr begeben möchte. Noch viel weniger ist anzunehmen, daß die Kirche in der Innern Mission aufgehen wird, weil sie bei Wahrung alles Rechtes, das die Innere Mission besitzt, doch höhere Aufgaben als diese hat. So wird also — und sicher nicht zum Schaden der guten Sache, der sie beide dienen — eine gewisse Getrenntheit beider Teile bestehen bleiben. Wir würden mithin in dem eben angenommnen Falle zwei Anstalten haben: das neue Gemeindekirchenhaus und die Anstalten der Innern Mission, die dieses bereits vorfindet. Wie wird sich das Publikum zu beiden verhalten? Könnte nicht, müßte nicht eine ganz peinliche Konkurrenz zwischen beiden entstehen, die nur mit der Niederlage der einen oder der andern Partei enden könnte? Wie würde es auch sein, wenn in einer Kirche ein Geist einzöge, der der Innern Mission fremd gegenüber steht, wenn keine Aussicht vorhanden wäre, daß das in absehbarer Zeit anders würde — würden nicht in ganz kurzer Zeit die Kreise der Innern Mission sich zurückziehen — und die schönen, kostspieligen Räume des Gemeindekirchenhauses stünden leer? Jedenfalls käme es zuerst darauf an, daß das Verhältnis der Innern Mission zur „Kirche" ein stabileres würde, ehe es in einem solchen Monumentalbau für lange Zeit fixirt würde.

2. Alle die Anstalten, wie sie March in seiner Gemeindehauskirche vereint sehen möchte, haben ihre örtliche Bedingtheit. Die Volksküche hat ihre naturgemäße Lage dort, wo viele Arbeitsstätten sind, die Krippen, Warteschulen und Kinderhorte dagegen dort, wo möglichst viele Wohnstätten liegen, wo zugleich auch ein hinreichender Spielplatz vorhanden ist — beides liegt oft weit auseinander, wie z. B. in Hamburg. Praktischen Wert haben jedoch alle solche Anstalten nur dort, wo man ihrer bedarf. Würde man nun ein solches Gesamtgemeindehaus in jene Gegenden verlegen, wo die meisten Arbeiter beschäftigt sind, so hätten diese freilich die Möglichkeit, sich auf leichte und angenehme Weise ihr Mittagessen zu kaufen; die Mütter hätten jedoch jeden Tag etwa eine halbe Stunde, wenn nicht mehr, zu gehen, um ihre Kinder zu bringen und zu holen; die Warteschulen u. dgl. stünden daher bald leer; macht man es jedoch umgekehrt, so würden die Volksküchen ihren praktischen Nutzen verlieren. Aehnlich ist es mit den Beratungszimmern der Kirchenbehörden; es würde sicher oft als eine große Last empfunden werden, wenn deren Mitglieder, die oft in ruhigeren Vorstädten wohnen, sich zu den Sitzungen in die entlegensten Teile der Gemeinde zu begeben hätten; noch vorsichtiger muß man in der Wahl der Gegend für Kranken- und Siechenhäuser sein — so ist es aber mit allen Einzelräumlichkeiten: sie sind lokal bedingt. Würde man nun ein solches Gesamtgebäude aufführen, ich glaube, es würde gar nicht lange dauern, dann würden sich in den verschiedensten Teilen der Gemeinde neue Einzelanstalten aufthun, um dem jedesmal durch die Gegend hervorgerufnen Bedürfnis abzuhelfen: hier eine Krippe, dort eine Warteschule, hier eine Wärmehalle, dort ein Vereinshaus u. s. w.; die betreffenden Räume im Gemeindehaus stünden leer, und der Zweck des ganzen schön gedachten Unternehmens wäre illusorisch.

3. Solche Gemeindekirchenhäuser würden sehr große Dimensionen annehmen. March denkt nicht nur an Gemeinde-, sondern auch an Kranken-, Kinder- und Alterspflege, es soll eine Poliklinik, Apotheke u. dergl., es sollen sogar Räume zu Wohnungen für Sieche und Gebrechliche darin vorgesehen sein — welcher Komplex! Und wenn sich das nur in bescheidnern Formen bewegen soll, wo soll man die Grenzen ziehen, wie sollen sich alle diese Anstalten zu den bereits vorhandnen aus kommunalen oder staatlichen Mitteln unterhaltenen verhalten? Und die Kosten solcher Bauten? Die würden leicht sehr groß werden, sodaß nur die größten Gemeinden sie tragen könnten. Nun ist es aber doch ein immer mehr erkanntes und erstrebtes Ideal, die großen Gemeinden in übersehbare Teilgemeinden zu zerschlagen. Diese bedürfen jedoch solcher Komplexe nicht, haben

auch nicht die Mittel dazu. Und doch, seien diese Anstalten auc noch so groß, groß genug werden sie nie sein, um die ander Gebäude überflüssig zu machen. Z. B. die Krankenpflege mi Räumlichkeiten und Personal könnte nie die sein wie in Diakonissen häusern; die Jünglingsvereine würden, auch wenn sie sich nicht z dem Umfange entwickelt hätten wie die Berliner, doch nic genügenden Raum finden; ebenso ist es mit den Arbeiter vereinen — wie gerne sähe man die in unmittelbarer Verbindun mit der Kirche, und doch würden dazu die Räumlichkeite auch nicht im entfernten ausreichen! Auch ist für Wärmehalle die doch vor allem in ein Haus, das die christliche Liebes thätigkeit darstellen soll, gehören würden, kein Platz vorgesehen Und wie steht es mit der in Aussicht genommnen Bibliothek Diese kann niemals so groß sein, daß sie dem Bedürfni aller derer genügen kann, für die so ein Haus gebaut is man sehe doch einmal die großen Bibliotheken und Lesezimme an, die sich die Jünglingsvereine und ähnliche Veranstaltunge angelegt haben. Das Resultat ist also wie vorher: so gro das neu zu gründende Gemeindehaus würde, es würde doc nicht groß genug sein! es würden überall andre Ersatz- un Hilfshäuser entstehen, in denen die einzelnen Zweige christliche Liebesthätigkeit und evangelischen Vereinslebens sich entfalte würden — und das große schöne Kirchen-Vereinshaus würde lang nicht in dem Maße benutzt werden können, als man beabsichtigt hat So würde es auch mit den projektirten Gemeindesälen sein giebt es erst eine Reihe von Gebäuden mit hinreichen Räumlich keiten, in denen ein christlicher Geist weht, dann werden auc diese Gemeindesäle mehr oder minder ihren Zweck verlieren.

4. Wir könnten aber auch die Frage aufwerfen, ob e wirklich, wenn sich alle diese Gründe beseitigen ließen wünschenswert wäre, einen solchen Bau aufzuführen? E würde, wenn so ausgeführt wie gedacht, alles konzentriren, wa in einer Gemeinde an Liebesthätigkeit vorhanden ist — di ganze übrige Gemeinde würde leer ausgehen! Da sähe ma nirgends Spuren von dem Vorhandensein einer Gemeindepflege — nirgends einen Beweis, daß die Kirche auch in die entlegnere Teile der Gemeinden ihre bittenden, rettenden Arme ausstrecke — nur große Mietskasernen — schnurgerade Straßen und dröh nende Arbeitsstätten — nirgends ein Gebäude, das der christ lichen Liebe diente! wo die Gemeinde sich versammeln, wo An dacht abgehalten würde! Nirgends ein Ruhepunkt für das suchend Auge und das mühselige Herz! Und ein jeder weiß ja doc wie wohlthuend es einen berührt, wenn man bei seine Wanderung durch die großen Städte so einem Haus begegnet Man wird durch sie doch erinnert, daß die Kirche noch ein Macht der Liebe ist, die helfen kann, wenn man sich ihr nu vertrauend hingäbe; und wie mancher, der der Kirche scho längst den Rücken gekehrt hat, der auch eine Scheu besitzen würd in die großen, hell erleuchteten Räume eines offiziell dazu her gerichteten Hauses einzutreten, ist schon in solche kleine — i Nebengäßchen untergebrachten Anstalten hineingeschlüpft und ha hier einige Minuten stiller Erbauung verlebt, um nachher un gesehen wieder an seine Arbeit zu gehen. Ich glaube, wi unterschätzen die Wirksamkeit, die von solchen Anstalten chris licher Liebe schon dadurch ausgeht, daß sie überhaupt da sind mögen sie oft sehr unscheinbar sein: es sind doch stumme, abe eindringliche Prediger der Liebe! Unsre Großstädte würde etwas verlieren, wenn sie die entbehren müßten. Hätten wi die „Gruppenkirche": die christliche Liebesthätigkeit würd kasernirt — es würde im Zentrum ein Wasserkopf entstehe der alle sonst verfügbaren Kräfte und Mittel an sich zög sodaß die Peripherie verkümmern würde. Dabei könnte e auch nicht ausbleiben, daß die Liebesthätigkeit selber in solche Anstalten ihre Individualität, ihre Zartheit verlöre, daß di Hilfesuchenden sich nicht heimisch in ihnen fühlten, weil alles z groß, zu offiziell wäre!

5. Und schließlich ist zu fragen, ob diese Art von Ge bäuden, so sehr es von March und Sulze beansprucht wir wirklich dem protestantischen Prinzip entspricht; ich möchte e eher als katholisch bezeichnen. Im Katholizismus ist es di priesterlich organisirte Kirche, außerhalb deren es kein Heil gieb und im Anschluß — sei es auch nur im äußern Anschluß — a

ie nur das Gute erblühen kann; der Katholizismus besitzt ferner iesen Trieb zu generalisiren, wie er hier zum Ausdruck kommt. Wenn er nun auch gewiß nicht für ein Gebäude zu gewinnen wäre, das alle Zweige christlichen Lebens unter einem Dach vereinigt — da die Kirche ihm als solche schon viel zu chaben ist, als daß sie solche innige Verbindung mit Profanzwecken ingehen könnte, so entspricht doch sicher ein ganzer Komplex von Baulichkeiten, in dem sich alles vereint, in dem jedoch das Kirchgebäude selber die zentrale, beherrschende Stellung einnimmt, einer Idee. Wir sehen das an so manchen Klosteranlagen es Mittelalters, die freilich historisch bedingt, aber doch organisch us dem Wesen der Kirche herausgewachsen sind. Anders im Protestantismus: da haben wir die Lehre von der Ausgießung es heiligen Geistes — die Idee des allgemeinen Priestertums — infolgedessen einen ganz andern Kirchenbegriff, der von dem Gebäude selber losgelöst ist. Gerade dem Protestantismus ntspricht es daher, wenn solche Anstalten ohne nähere, äußere Verbindung mit dem Kirchgebäude direkt in die Gemeinde hineingestellt werden, aus der sie entstanden und von der sie getragen verden. Wo wir irgend eine Anstalt besitzen, die aus dem Geist christlicher Liebe hervorgegangen ist — Krippe, Wärmehalle, Asyl —: da ist die Kirche, sei sie noch so weit von dem Kirchgebäude entfernt. Und wir würden solchen Anstalten Unrecht thun, wenn wir sie erst für vollgiltig oder recht geweiht ansehen würden, wo sie sich auch äußerlich unter das Dach der Kirche begeben hätten. Und wieviel mehr hätte die Gemeinde von solchen Häusern, wenn sie über ihren ganzen Umfang hin verstreut lägen — wieviel persönliche innige Beziehungen könnten da geknüpft werden! Das gilt auch von dem Pfarrhaus: so schön und idyllisch es aussieht, wenn das in möglichst inniger Verbindung mit dem Kirchgebäude errichtet würde; so ansprechend es erscheint, wenn sich alle Wohnungen der betreffenden Geistlichen um ihre Kirche herumgruppirten, die Gemeinde selber hat mehr davon, wenn der Geistliche inmitten der ihm anvertrauten Herde wohnt, sodaß sie ihn jederzeit nahe und bequem erreichen kann. Was soll man z. B. zu einem Fall sagen, der mir persönlich bekannt ist, wo ein Geistlicher, der seine Wohnung unmittelbar neben der Kirche — unter einem Dach mit ihr hat, gezwungen ist, in seiner etwa eine halbe Stunde davon entfernten Gemeinde in einem extra zu dem Zwecke gemieteten Raume Sprechstunde abzuhalten!

Nach dem allen scheinen mir die Reformvorschläge Marchs, so schön, so genial sie entworfen sind, vorerst noch nicht ausführbar zu sein. Es wäre etwas sehr Schönes, ein konzentrirter Gruppenbau — aber er würde die andern Baulichkeiten nicht überflüssig machen, es würde nur eine Verdoppelung kirchlicher Anstalten und mit ihr alle Gefahren und Kosten eintreten, die damit verbunden zu sein pflegen. So sehr wir daher March für diese trefflichen Vorschläge dankbar sind — das letzte Wort scheint er uns noch nicht gesprochen zu haben. Mir scheint: die Gemeinden als solche müßten sich erst noch weiter entwickeln, individueller, selbständiger werden, die Gemeindeteilung müßte überall durchgeführt werden, mit der Zeit wird sich dann auch aus den neuen Bedürfnissen und neuen Beschränkungen eine neue Bauweise entwickeln.*) Küßner

Verschiedenes

(Persönliches Christentum) Religiöse Betrachtungen von J. Jansen, Pastor in Röken, Norwegen. Autorisirte Uebersetzung von Eva Quistorp. Bremen, Morgenbesser, 1897. 80 S. 1 Mk.

Wir leben in einer Zeit chronischer Ueberschwemmungsgefahr durch Erbauungs- und Predigtlitteratur. Dadurch ist auch für den Rezensenten die Frage Cui bono? chronisch geworden; und zwar leider nur zu oft mit der Antwort: Auctori. Aber hin und wieder kann man doch auch die Lesart: Lectori**) vertreten; und das ist hier der Fall. Ich möchte nicht in Superlative verfallen. Aber ich kann mir nicht helfen: diese Proben von Jansens Predigtweise sind rund gesagt vorzüglich. Diese Art der Verkündigung brauchen wir heutzutage. Man hat das Gefühl, als ob der namentlich in ländlichen Gemeinden so beliebte Kirchenschlaf unter Jansens Kanzel schlechterdings zu den Unmöglichkeiten gehören müßte, wenn es nicht auch auf diesem Gebiete Virtuosen von verblüffender Leistungsfähigkeit gäbe. — Wollte man die hier gebotnen Predigten kurz charakterisiren, so müßte man sagen: sie sind Attacken. Selbst der Leser fühlt, daß er, er selber angeredet ist. Und doch, so eindringlich sie sind, wissen sie mit gesundem und ehrlichem Takt methodistische Drängelei zu meiden. Das, was Jansens Worte so außerordentlich wirksam macht ist erstens, daß alle falsche Salbung schlechterdings darin fehlt, zweitens, daß er mit aller stilvollen, glattrasirten „Kanzelberedsamkeit“ gründlich aufgeräumt hat, und drittens — und das ist das Entscheidende — daß bei ihm immer der Grundakkord „Gott — du — heute“ die Führung hat. — „Und der Standpunkt des Mannes?“ höre ich fragen. Lies nur selbst, so wird dir diese Frage schon vergehen. Um aber nicht unhöflich zu sein, will ich zwei Sätze hier anführen: „Ob du auch noch so viele Dogmen glaubst, ob du dich noch so musterhaft aufführst, das ist noch kein Christentum. Christentum heißt, in seinem Herzen von Gott ergriffen sein.“ (S. 45.) — Weißt du nun, was du wissen wolltest?

Warum dem Büchlein übrigens der Untertitel „Religiöse Betrachtungen“ beigegeben ist, ist uns durchaus verborgen geblieben. Spekulationen sucht man zum Glück in dem Bändchen vergebens; und beschaulich kann man diese impulsive Art zu reden auch nicht nennen. Noch eins. Warum muß denn einem solchen Buche gleich das Bild des Verfassers beigegeben werden? Natürlich ist das Geschmacksache. Aber hatte man nicht früher darin ein feineres Taktgefühl?

Doch genug. Wir sind der Uebersetzerin aufrichtig dankbar, daß sie uns auf Jansen aufmerksam gemacht hat. Auch für Konfirmanden ist das anspruchslose Büchlein eine treffliche Gabe. P J

(Durchs Fenster) von Dora Schlatter. Basel, Jaeger und Kober, 1896. 182 S. 1,20, geb. 2 Mk.*)

Da ein novellistisches Werk heute für gelobt gilt, wenn man ihm den Realismus der Beobachtung und Darstellung nachrühmen kann, so sei dies Lob von diesem kleinen Buche mit seinen siebenundzwanzig Erzählungen, Skizzen, Zeitbetrachtungen und Lebenserinnerungen gern ausgesprochen, aber auch gesagt, daß es ein Buch heiliger Realitäten ist, wie Pfannschmidts Bilder aus einer Menschenwelt erhoben, in der nicht eben gelacht wird. Leben, gemessen am Christentum, und zwar keinem Rosenwasserchristentum, wird in kleinen Ausschnitten dargestellt, sodaß der Titel mit seinem feinen Bilde wohl gewählt ist. Wenn sonst solch kleine Lebensbilder mit dem Schleier des Humors freundlich eingedeckt sind und in ihm sich größer ausnehmen, so erinnert die verehrte Dichterin die „christlichen“ Schriftsteller daran, daß sie erst bei den Propheten und dann erst bei Claudius und Hebel in die Schule gehen sollen. Bei der ernsten, wuchtigen Konkretheit dieser Skizzen ergibt es sich von selbst, daß auch persönliche Erinnerungen der Verfasserin unmittelbar zum Worte kommen, dieses Wort ist aber ohne allen Plauderton gesprochen, denn aus einem geweihten Raume schaut diese ernste Christin durch ein Fenster ohne Diaphanien in eine Welt, die zwischen dem Entweder—Oder keinen Zwischenzustand zuläßt. Ein Buch für die Winterabende evangelischer Familien, für Mütter, für junge Mädchen, für Arme, für Reiche, für Dienstmädchen, für Damen und für Männer und Söhne. Abschließend aber sei gesagt, daß alle diese tiefen Beobachtungen nicht zustande gekommen wären, wenn nicht Liebe in dies Fenster hell hineinschiene und wieder als heiliges Mitleid tröstend, wärmend und weinend aus ihm zurückleuchtete. Hermann Oeser

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 182,50 Mk. gesammelt durch das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, 5. Sendung; 100 aus der Gemeinde Hersfeld, 4. Sendung; 17 aus der Gemeinde Dettweiler im Elsaß*; 15 von M J aus Hvilan bei Kristianstad, Schweden*; 4 aus der Gemeinde Melsheim im Elsaß*; 2 von 3 Gliedern der Gemeinde Röschütz in Thüringen. Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements. Die erste Nummer unsers zweiten Quartals ist Nr. 14 vom 8. April, sie wird als Probenummer in stärkerer Auflage gedruckt und ist in beliebiger Anzahl unentgeltlich durch die Verlagshandlung zu beziehen.

Auch von der Chronik der Christlichen Welt wird Nr. 14 als Probenummer in beliebiger Anzahl abgegeben.

D V D H

*) Zu diesem wichtigen Gegenstande folgt noch ein Aufsatz aus andrer Feder, voraussichtlich in Nr. 15. D H

**) Wem zu gut? — Dem Verfasser. — Dem Leser.

*) Das Büchlein ist schon einmal vor Weihnachten kurz empfohlen worden. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 13 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Zur Konfirmation!
empfehlen wir aus unserm Verlage und versenden portofrei:

Waldtraut
Nach der Chronik des Pfarrers von Hinrichshagen
Von M. Rüdiger
5. Auflage
Eleg. geb. 3,60, brosch. 2,80 Mk.

Antworten auf Ungefragtes
Ein Büchlein für meine jungen Freundinnen in und nach der Konfirmationszeit
Von M. Rüdiger,
Verf. von „Waldtraut"
Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Mk.

Der Zauber des Südens
Historischer Roman aus der Zeit Ottos des Großen
Von A. Kleedehn
Brosch. 2,80, eleg. geb. 3,60 Mk.

Lebensworte
Ein christliches Vergißmeinnicht in Spruch und Vers für jeden Tag des Jahres
Von G. Walter
Eleg. kart. 80 Pfg. Geb. mit Goldschnitt 1,20 Mk.

Tägliche Andachten in Bibelworten
— Umfang 384 Seiten —
Brosch. 70 Pfg., geb. in Leinen 1 Mk., mit Goldschn. 1,20 Mk.
Billigstes Andachtsbuch!

Jesus Christus, unser Vorbild
(Imago Christi)
Von
D. James Stalker
Autorisirte Uebersetzung von W. Gast
2. Auflage. Brosch. 1,50 Mk., eleg. geb. 2,40 Mk.
Schriftenniederlage des evangel. Vereinshauses
(Adr. Buchhändler A. Haarth)
Cöthen (Anhalt)

Kirchengeräte
stilgerecht und gediegen, zu mäßigen Preisen,
Abendmahlshostien,
beste Qualität, 1000 Stück 1,25 M.
Altarlichte,
à Pfund 2,40 M. empfiehlt:
Heinrich Feesche,
Buch- u. Kunsthandlg., Hannover

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

J. Rickersche
Verlagsbuchhandlung, Gießen

Soeben ist erschienen:
Zur Geschichte der Konfirmation
Beiträge aus der hessischen Kirchengeschichte
von
Lic. theol. W. Diehl, Dr. phil.
Gr. 8° Format. 9 Bogen Umfang
Geh.: 2,60 Mk.; geb.: 3,50 Mk.

Die Untersuchung ist nicht nur für die Geschichte der Konfirmation, sondern auch vor allem für ihre Beurteilung von Wert, da sie beide unter ganz neue Gesichtspunkte zu rücken geeignet ist.

Kürzlich ist erschienen:
Hefte zur Christlichen Welt Nr. 25
Die gegenwärtige Lage des Protestantismus
von
Adolf Harnack
Preis 40 Pf.
Leipzig — Fr. Wilh. Grunow

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Erfahrungen eines Hadschi
Reiseskizzen aus Syrien und Palästina
von E. Budde
Brosch. 3 Mk., in Leinwand geb. 4,50 Mk., in Halbfranz geb. 5,50 Mk.

Zu den schönsten **Konfirmationsgeschenken** gehören d
Schnellerschen Werke
Es erschienen bis jetzt

Kennst du das Land?
Bilder aus dem gelobten Lande zur Erklärung der heiligen Schrift
12. Auflage
Preis 5 Mark,
elegant gebunden 6,20 Mark

Evangelien-Fahrten
Bilder aus dem Leben Jesu in d
Beleuchtung des heiligen Land
im Anschlusse an die Sonntag
Evangelien
4. Aufl. Mit zahlr. Illustration
Preis 5,80 Mk., eleg. geb. 7 M

Apostel-Fahrten
Wanderungen durchs heilige Land zur Oster-, Pfingst- und Apostelzeit
3. Auflage
Mit zahlreichen Illustrationen
Preis 4,80 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

In alle Welt!
Auf den Spuren des Apostels
Paulus von Antiochia bis Ro
Mit zahlreichen Illustrationen
3. Auflage
Preis 5,40 Mk., eleg. geb. 6,60 M

Alle vier Werke (eleg. geb.) zusammen statt 25,80 Mk. nur 22 Mk
Leipzig — H. G. Wallmann

2. Jahrgang Die national-soziale **2. Jahrgang**
Volks-Zeitung
in Erfurt erscheint wöchentlich einmal am Sonnabend. Sie kostet durch die Post bezogen
1/4 jährlich 60 Pfg.
(Postzeitungsliste Nr. 4937a), direkt unter Kreuzband 1 Mk. Für Agenten bei Abnahme von mindestens 5 Exemplaren à 50 Pfg., und von mindestens 50 Exemplaren an à 40 Pfg.
Anzeigen solider Geschäfte finden durch die national-soziale Volkszeitung zweckentsprechende Verbreitung.
Der Preis beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile nur 4 Pfg.
Beilagegebühr pro 1000 Stück **4 Mk.**
Man verlange Probenummern!
Die Verleger
W. Wellendorf & Sohn
Erfurt

Zu **Konfirmationsgeschenken** geeignet:

Schneider, E., Past., Die Kernfragen des Christentums. E
Wegweiser zum Glauben. Geh. Mk. 3,20, geb. Mk. 3,80.
„In diesen klaren Wintertagen sehe ich zuweilen die mir wohlbekannte Landsch in ganz eigenartiger Verklärung. Berg und Thal, über die mein Auge sonst acht gleitet, treten mir nun in so überraschendem Glanz entgegen, daß ich stehen bleibe, das strahlende Bild mit wonnigem Bewußtsein in die Seele aufzunehmen. So ergi es mir bei der Lektüre des oben angezeigten Buches . . . . . Dem Laien selb der hin und her von den klaffenden Gegensätzen der Theologie gehört hat, will u kann dieser Wegweiser helfen, daß er durch die Theologie nicht den Glauben ve liere." (Kirchenbote f. Els.-L.)
Broecker, M. v., Kunstgeschichte im Grundriß. 2. Aufl. M
41 Abbild. Geb. Mk. 3,50.
Drews, P., Christus unser Leben. Predigten. Geb. Mk. 3.
Kingsley, Ch., Tägliche Gedanken. Aus seinen Schriften gewä
v. fr. Frau. Deutsch v Baumann. Geb. Mk. 4,50, Goldschn. Mk. 4,8
— Römer und Germanen. Deutsch nach der 9. Aufl. des Origina
von Baumann. Geb. Mk. 5.
Rindfleisch, Feldbriefe 1870/71. 4. Aufl. Geb. Mk. 4,60.
Robertson, Fr. W., Reden über die Korintherbriefe. Deut
nach der 11. engl. Auflage. Mit Vorr. v. Prof. Drews. Ge
Mk. 5,80.
Rogge, Chr., Thomas Carlyle. Biographie. Geb. Mk. 1,80.
Smend, J., Feierstunden. Kurze Betracht. f. d. Sonn- u. Feiertag
2. Aufl Geb. Mk. 4; Goldschn. Mk. 4,50.
Sämtlich in der Christl. Welt warm empfohlen.
Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig